

# Osteuropäische Zukunft



C III 18234

## Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Amtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzeerländerverbandes „Dabvid“ Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses „Ukraine“ Berlin, der „Deutsch-Finnländischen Vereinigung“ Berlin, der „Deutsch-Georgischen Gesellschaft“ Berlin und des „Deutsch-Nordischen Verbandes“ E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten ost-europäischen und morgenländischen Vereine Berlin.

Herausgeber:

Dr. Gustav Schupp-Berlin,

Dr. Otto Sprenger-Bremen

Dr. Friedrich Thoma-Augsburg,

Verlag: Georg D. W. Callwey, München, Finkenstr. 2

M. d. R. u. d. bayer. A. H.

I. Januarheft 1918

Diese Zeitschrift erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pf. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstraße 2; Zuwendungen für den Bezug, sowie für Anzeigen an Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2.

3. Jahrgang Nr. 1

## Inhalt:

Boyer v. Berghof, Ein Donauprojekt. S. 1.  
Martell, Der Zinkbergbau in Polen. S. 2.  
Biedenkapp, Deutsche als Russenerzieher. S. 4.  
Kranz, Kurland. S. 6.  
Ostwald, Mitteleuropa — ein britisches Friedensziel. S. 9.  
Dohrmann, Baltische Kämpfe und Nöte. 1. Umschlagseite.

Trott-Helge, Braunkohle in der Ukraine. 2. Umschlagseite.  
Flachs, Deutschland — Skandinavien — Russland, ein wirtschaftliches  
Zukunftsproblem. 2. Umschlagseite.  
Dehn, Österreich-Ungarn und die Adria. 3. Umschlagseite.  
Vereinsnachrichten. — Bücherbesprechungen. 3. u. 4. Umschlagseite.

## Mitteilungen.

**Baltische Kämpfe und Nöte.** Ganz abgesehen von der Hochstut baltischer Begeisterung gleich nach der Besetzung Kurlands durch die deutschen Truppen, gab es nach dem Beschluss der Reichstagsmehrheit über einen „Einigungsfrieden“ für die Balten — und im Besonderen für die Kurländer eine Zeit, da glaubten sie aus dem Wortlaut dieses Mehrheitsbeschlusses einen besonderen Sinn lesen zu dürfen; und obgleich es in der deutschen Presse und Öffentlichkeit ungezählte Kommentatoren gab, die schon damals von einem Frieden ohne Annexionen und Kontributionen sprachen und den Sinn des Mehrheitsbeschlusses in dieser Richtung deuteten, so war man in Kurland doch guten Mutes und meinte allgemein, die Mehrheitsparteien hätten die baltischen Lande und Litauen nicht im Auge gehabt, als sie einen Vertrag schafften, der zwischen den Zeilen in der Tat einen Verzicht auf Annexionen enthielt. Der baltische Optimismus erhielt übrigens zur selben Zeit eine greifbare Bestätigung: der kurländische Landtag und der litauische Landesrat traten in Riga und in Wilna zusammen und die kurländischen und litauischen Adressen an den Deutschen Kaiser fanden nicht nur allgemeine Beachtung in der deutschen Presse aller Parteirichtungen, sondern es wurde von dieser Presse auch nahezu einstimmig begrüßt und gutheißen, daß Kurländer und Litauer vor aller Welt erklärt, sie wünschten in enger Ahlehnung an das Deutsche Reich eine deutsche Verwirklichung ihres sehnlichsten Wunsches: „Los von Russland!“ Es schien in der Tat die Form gefunden zu sein, in der die Loslösung Kurlands und Litauens von Russland staatsrechtlichen Ausdruck finden konnte, ohne daß diese Lande dem Deutschen Reich unmittelbar angegliedert wurden und ohne daß sie anderseits doch in ein so loses Verhältnis zu Deutschland traten, wie der polnische Staatsrat es in bezug auf das frühgeborene Königreich Polen träumt. Das allein und einzig infolge der verschiedenen antiamerikanistischen Strömungen innerhalb des deutschen Volkes in der Tat schwierige baltische und litauische Problem schien dadurch einer glücklichen Lösung entgegen geführt: während Deutschland auf litauischem und kurländischem Territorium neue strategische und weltpolitische Positionen gegen die Gefahr

im Osten erwarb und einen Schutzwall für seine friedlichen Fluren aufrichtete, gab es den Litauern und den Bewohnern Kurlands gleichzeitig Gelegenheit, das von den Engländern so laut gepredigte und in der Praxis so brutal mißachtete Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes der kleinen Völker in aller Stille in die Tat umzuführen. Eine preußisch-kurländische Personalunion und die Übertragung der großfürstlich-litauischen Krone an die Majestät des Königs von Preußen waren weitere Konsequenzen, die nicht gezogen werden brauchten, wenn diese Pläne die Billigung der Gesamtheit des siegreichen deutschen Volkes nicht fanden. Kurländer und Litauer gewöhnten sich jedenfalls an den Gedanken einer festen Angliederung ans Deutsche Reich; für das deutsche Element in Kurland bedeutete das die teilweise Erfüllung jahrhunderte alter Träume; für die kurländischen Letten eine Aussicht auf die ihnen von den Russen so lange vorenthaltenen Verwirklichung ihrer Ideale einer friedlichen eigenen Entwicklung; und für die Litauer die Auferstehung aus Jahrhunderten dunkler Nacht. Wer in Deutschland nicht in politischen Vorurteilen befangen ist, hat Gelegenheit genug gefunden, sich davon zu überzeugen, daß diese Lösung des baltisch-litauischen Problems von den Völkerschaften Kurlands und Litauens einstimmig als die willkommene begrüßt worden ist. Diese Zustimmung fand ihren Ausdruck nicht nur in Propagandaschriften, Landesversammlungen und Adressen; auch in der neutralen Schweiz und in Schweden, in der östlichen Presse und sogar in den feindlichen Blättern haben kurländische und litauische Vertreter der verschiedenen politischen Anschaulungen einer solchen Zukunft ihrer Länder das Wort geredet und auf die Rolle Deutschlands als faktischen Beschützer ihrer kleinen Nationen hingewiesen. Nur das befangene feindliche Urteil konnte Deutschland selbstsüchtiger Motive beschuldigen.

An die Stelle baltischer und litauischer Zuversicht im Angeichte einer solchen Zukunft ist mittlerweile eine deutliche Depression getreten. Die Zuspitzung der innerpolitischen, deutschen Krise, von deren endlicher Lösung in dieser oder in jener Richtung auch der Charakter des kommenden Friedens wesentlich abhängt, ist den Aussichten der Balten und Litauer nicht günstig. Während die Bedeutung des seltsamen pol-

nischen Staatsgebildes, das sich immer schärfer gegen die Bevormundung seiner Schöpfer, der siegreichen Mittelmächte, auflehnt, wächst, einen je nachhaltigeren Einfluss der Wille der deutschen Volksvertretung auf das Problem der Lösung der Friedensfrage nimmt, verblaßt anderseits das deutsche Interesse an einer Ordnung der baltischen und litauischen Verhältnisse in deutschem Sinne immer mehr. Voller Verwunderung hat die Bevölkerung Kurlands und Litauens in dieser Beziehung beispielsweise die Säge gelesen, mit denen die Parteikorrespondenz einer der einflußreichsten Mehrheitsparteien in den letzten Novembertagen die damals bevorstehende Eröffnung des Reichstages begrüßte; unter anderem hieß es da, es sei ein Glück für Deutschland, daß der Gedanke einer Anslieferung Litauens und Kurlands ans Deutsche Reich von der erdrückenden Mehrheit des deutschen Volkes abgelehnt wird und daß die Union von ein paar „heiligen Land“ im Osten es unerwünscht betrachtet werden müsse, wenn es gelingt die — übrigens nach allen in diesem Kriege gemachten Erfahrungen wirklich mehr als problematische — Freiheit der Meere England gegenüber durchzusehen. Seit man die Richtung der gegenwärtigen Strömung deutscher Friedenspolitik deutlich erkannt hat, denkt man in Kurland und Litauen kaum mehr an eine deutsche Union. Aber es liegt wohl auf der Hand, daß solche Erklärungen an der Regierung beteiligter Parteien, wie die erwähnte, wenn sie zudem noch mit manchen anderen Erfahrungen ähnlicher Art zusammenwirken, bei den Kurländern und Litauern das Gefühl einer tiefen, ein wenig erstaunten Enttäuschung auslösen müssen. Denn in welche Lage geraten — besonders Russland gegenüber — der kurländische und der litauische Landesrat mit ihrem öffentlichen Bekennen zu Deutschland, wenn einflußreiche Kreise der deutschen Gesellschaft ihnen unverblümt zu verstehen geben, die Rolle Deutschlands als Vermittlerin ihrer Rechte und Wünsche sei ein verfehltes Unterfangen gewesen. Man wird sich in Deutschland sagen müssen, daß ein solches Verhalten das Vertrauen zur deutschen Politik erschüttert. Von den deutschen Balten soll hier nicht weiter die Rede sein; dieses deutschfinnische Element, das nie aufzuhören wird, an Deutschland zu glauben, ist zu gering an Kopfzahl. Und es ist letzten Endes weder von Deutschland zu erwarten, daß es sich um 250 000 Auslanddeutscher willen zu folgeschweren Aenderungen der europäischen Landkarte entschließe, noch schließlich ein Mangel an nationalem Zusammengehörigkeitsgefühl zu nennen, wenn das deutsche Volk dieses verwandte Häuslein in seiner weltpolitischen Betätigung nicht mit in Rechnung zieht. Das baltisch-litauische, oder zurzeit noch präziser: das kurländisch-litauische Problem ist aber fraglos ein Problem der großen deutschen Politik, und in diesem Sinne ist eine Debatte darüber wohl sehr am Platze, ob es wirklich außerhalb des politischen deutschen Interesses liegt, in Kurland und Litauen Fuß zu fassen, oder dieses „Kriegsziel“ gegen die Aussicht auf eine „Befreiung der Meere“ zu vertauschen.

Zum ersten steht es fest, daß es keineswegs im Interesse Deutschlands liegen kann, Litauer und Letten, Deutsche und Schweden auf dem Wege der politischen Entmündigung dem Glauben an Deutschlands Mission als faktischen Verwicklungsfeind jener Rechte der kleinen Völker zu entfremden, die England zu seinem eigenen Schaden so pomphast proklamiert und den Nationen zum Bewußtsein geführt hat. Zum zweiten aber dürfte gerade den Desinteressenten an östlichen „Almigrationsbezügen“ und den Anhängern des ausschließlichen Kriegsziels einer Befreiung der Meere entgegengehalten werden, daß das Weltmeer nie frei sein kann, solange England die Möglichkeit gegeben ist, auf dem berühmten Wege friedlicher englischer Durchdringung seine Taten auf Häfen und Plätze zu legen, wie Gibraltar, Ostende, Calais, Bergen, und im speziellen Falle Libau, Windau, Gnesen und Reval. Die englische Gefahr im Osten\*) und die englische Absicht, im Norden über die baltischen Häfen die Schlinge um Deutschlands Hals vollends zuzuziehen, ist weder ein annexionistisches Propagandamittel, noch ein Geisteit altdutschen Ursprungs. In dem Grade, wie Russland an Einfluß verliert und Deutschland auf seine natürlichen Ostseeinteressen verzichtet, verdichtet die englische Gefahr im Nordosten sich zur Tat. Darum muß die deutsche Politik sich dessen bewußt werden, daß es deutsche Lebensinteressen sind, die an der Ostsee in Kurland und Litauen und auf Ostel auf dem Spiel stehen. Das Spiel aber gewinnt, wer sich in diesen Gebieten strategische und politische Positionen sichert, Positionen, die übrigens mit kostbarem deutschem Blut bezahlt wurden, und nicht um den Preis augenblicklicher Depressionen und vielleicht sehr achtbarer Konzessionen an die Friedensideale der Menschheit in englischen Besitz übergehen dürfen.

Hanns Dohrmann.

**Braunkohle in der Ukraine.** Der Sonderausschuß für Heizmaterial bei der ukrainischen Regierung, dessen Aufgabe es ist, Nachforschungen nach neuen Abbaumöglichkeiten für Kohle usw. ausfindig zu machen, hat in der Nähe der Stadt Elisabetgrad, Ukraine, eine Schicht Braunkohle von etwa 8 Meter Stärke entdeckt. Die Förderungsarbeiten sind aufgenommen worden, und konnten bereits etwa 100 000蒲 gefördert werden. Sofern die Kredite für die Arbeiten vergrößert werden, hofft man bis 500 000蒲 monatlich abbauen. Hauptabnehmer der Kohle sind die Mühlen und Zuckerfabriken Südrusslands, die bisher Heizmaterial aus dem Donezbecken bezogen haben, aber infolge der Verkehrsschwierigkeiten nur unzureichend von dort aus versorgt werden konnten. Der Sonderausschuß ist inzwischen dabei,

\*) Siehe meinen Aufsatz „Die englische Gefahr im Osten“ im zweiten Maiheft (Nr. 10, 1917) der „Osteuropäischen Zukunft“.

Nachforschungen über weitere Vorkommen von Braunkohle in den Gouvernements Cherson, Kijew und in Wolhynien anzustellen.

Trotz-Helge.

### Deutschland — Skandinavien — Russland, ein wirtschaftliches

**Zukunftsbild.** Mehr als ein Viertel der Welttonnage ist bisher im großen Krieg vernichtet worden. Schon dieser Umstand wird es bewirken, daß in der ersten Zeit nach Friedensschluß Deutschland in erhöhtem Maß sich mit dem Überlandhandel befassen wird. Diese Erweiterung unserer Handelsaktivität wird sich ohne Zweifel als eine für uns sehr vorteilhafte, stetig anwachsende Erbschaft aus dem Weltkrieg erweisen. Neben der schon vor dem Kriege angebahnten Verbindung von der deutschen Nordsee über Budapest—Sofia—Konstantinopel nach Bagdad bieten sich uns noch andere wertvolle ähnliche Möglichkeiten. Über eine von diesen sprach sich vor kurzem in „Göteborgs Handels- und Skäfests-Tidning“ der skandinavische Volkswirtschaftler Dr. C. Arche in ausführlicher Weise aus. Seine Ansregung verdient ernste Beachtung: ein gedrängter Auszug aus seinen Ausführungen erscheint deshalb angezeigt.

„Es haben sich für Deutschland Aussichten für ein „Mittelmeer des Nordens“ eröffnet, in dessen Gewässern es die Oberherrschaft hat. Etwaige deutsche Unternehmungen noch weiter nach Norden hin werden durch die deutschfreundliche Stimmung, die gegenwärtig in Finnland immer mehr an Boden gewinnt, bedeutend erleichtert. Wenn Deutschland die Herrschaft in der Ostsee erlangt und Finnland ein selbständiger Staat mit wirtschaftlichem Anschluß an Mitteleuropa wird, so ist bis auf weiteres wohl keine Aussicht vorhanden, daß der Wunsch Russlands, sich nach Westen auszudehnen und sein Fenster weiter zu öffnen, lands, sich nach Westen auszudehnen und sein Fenster wieder zu öffnen, in Erfüllung geht. Selbst die Westmächte können Russland in dieser Hinsicht nicht helfen. Wirtschaftlich muß Russland jedoch alles tun, was in seiner Macht steht, um nach Westen Luft zu erhalten.“

Hier grenzt es aber teils an Mitteleuropa, teils an Finnland. Es kann an dem mächtigen, mitteleuropäischen Block nicht vorbeikommen. Eine handelspolitische Bekämpfung derselben durch Russland, etwa zusammen mit den Westmächten, würde für Russland kaum von Vorteil sein, eher wäre das Gegenteil der Fall. Ein Blick auf die Karte genügt, um dies einzusehen. Wie eigentlich es auch klingen mag, man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß Russland, wenn wieder einmal Friede in der Welt sein wird, sich allmählich nach dem mitteleuropäischen Blick hin orientieren wird. Dies würde jedenfalls mit seiner natürlichen, wirtschaftlichen Entwicklung übereinstimmen, wenn sie ihren geraden Weg geht, ohne sich durch Kongressbeschlüsse oder Abkommen, die nicht mit den wirklichen, wirtschaftlichen Interessen der einzelnen Länder übereinstimmen, einzuhüren oder aufzuhalten zu lassen.

Um sich wieder aufzurichten zu können, muß Russland sich vor allem einen Ausgang und Absatz für seine bedeutenden, natürlichen Reichtümer schaffen. Hat es selbst keinen Weg nach Westen offen, so muß es zu diesem Zwecke sich teils des mitteleuropäischen Blocks, teils Deutschlands, teils der Hilfe Skandinavien bedienen.

In großen Zügen kann man daher folgendes Zukunftsbild entwerfen: Es ist ein fünftägiger mitteleuropäischer Block denkbar, der u. a. die große Aufgabe haben wird, die gewaltigen Reichtümer Russlands auf den Weltmarkt zu bringen. Für diese Konstellation gibt es zwei natürliche Fenster nach Westen; das eine heißt Hamburg, das andere Kopenhagen. Diese beiden Städte werden zu den wichtigsten Stapelplätzen des Weltmarktes gehören. Das „Hinterland“ Hamburgs wird außer Deutschland selbst alles das sein, was zum Rhein-Elbe-Donaubach gehört, das Schwarze Meer, der Balkan, Kleinasien und Persien; das „Hinterland“ Kopenhagens dagegen wird sich über das Duna- und Wolga-Ujez und hinunter bis zum Kapischen Meer erstrecken.

Während die Erzeugnisse des südwestlichen Russland auf den Donau- und Rhein-Elbe-Wegen nach Hamburg gehen werden, werden die Reichtümer des inneren und südöstlichen Russland auf den Wolga-Duna-Wegen nordwärts zur Ostsee geleitet werden, und der natürliche Stapelplatz wird in diesem Falle Kopenhagen sein, das den Schlüssel zur westlichen Tür der Ostsee besitzt. Auf solche Weise läßt sich eine Wechselwirkung zwischen Skandinavien, dem mitteleuropäischen Block, Russland und der ganzen mohammedanischen Welt erzielen. Das ist kein Traumbild der Zukunft, sondern es sind Möglichkeiten, mit denen man rechnen soll und muß.

Was besonders Norwegen betrifft, halte ich es keineswegs für ausgeschlossen, daß auch dies Land seinerzeit gezwungen sein wird, ernstlich zu erwägen, wie es sich in Sachen seiner Orientierung verhalten soll, die mehr nach Süden (und Osten) weist, als es gegenwärtig wirklich der Fall ist. Wie es sich auch orientiert, seine Handelsflotte wird immer große Aufgaben haben, wenn es Warentransporte über das Weltmeer gilt. Norwegens Schiffahrt wird sich in hohem Grade an dem Transport der russischen Naturreichtümer nach den westlichen Weltmärkten beteiligen können. Hieran ändert sich kaum etwas, auch wenn Russland sich nach dem mitteleuropäischen Block hin orientiert.

Alle diese Probleme erfordern natürlich sorgfältige Erwägung, wobei nationale Sympathien oder Antipathien nicht mitsprechen dürfen. Wenn es Handelspolitik und fünftägige weltwirtschaftliche Neuorientierung gilt, geht die Arbeit am besten vorstatten, wenn man kaltes Blut bewahrt.

# An die Leser!

Wegen postalischer Schwierigkeiten hat sich der Versand vorliegender Nummer teilweise verzögert.

Der Verlag.

# Osteuropäische Zukunft



CIM 18234



## Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Amtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzmeirländerverbandes „Dubvid“ Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses „Ukraine“ Berlin, der „Deutsch-Finnländischen Vereinigung“ Berlin, der „Deutsch-Georgischen Gesellschaft“ Berlin und des „Deutsch-Nordischen Verbandes“ E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine Berlin.

Herausgeber:

Dr. Gustav Schupp-Berlin

Dr. Otto Sprenger-Bremen

Dr. Friedrich Thoma-Augsburg

Verlag: Georg D. W. Callwey, München, Finkenstr. 2

m. d. R. u. d. bayer. A.-h.

I. Januarheft 1918

Diese Zeitschrift erscheint monatlich 2 mal. Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pf. —. Beiträge und Besprechungsstücke sollte man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstr. 2; Zusendungen für den Bezug, sowie für Anzeigen an Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2.

3. Jahrgang Nr. 1

### Ein Donauprojekt.

Von Friedrich Boyer v. Bergkampf, Wien.

Es hat zwar schon der Freiherr von Bruck, ehemaliger österreichischer Finanzminister, vor etlichen fünf Jahrzehnten erklärt, daß der Donaumonarchie Zukunft im Orient liege und daß die Donau der rote Faden seiner Geschicke wäre, aber erst der Weltkrieg mußte kommen, um dieses längst vergessene Ministerwort wahr zu machen. Der Weltkrieg mit einer Welt von Feinden, mit abgesperrten Meeres- teilen und dergleichen angenehmen Boykottmaßregeln für die Mittelmächte mehr. Und erst jetzt besannen wir uns plötzlich unserer Sünden. Ich habe in meiner Schrift „Wie Poincaré durch den Sueskanal schwindel Präsident wurde?“ populär dargelegt, welch ungeheurer Intrigen es bedurfte, um den Sueskanal, das Werk eines Österreichers und das Werk der Diplomatie Metternichs, für englisch-französische kapitalistische Konzerne und den Macht wie Geldhunger der beiderstaatlichen Großen zu retten. Nun erst, da das statutarisch für alle Nationen der Erde gleicherweise zur Benützung freie Werk seine Durchzugsmöglichkeit für die Mittelmächte versperrt hält und die Neutralen zwingt, durch Mitnahme von englisch-französischen Transporten Handlanger der Entente abzugeben, und da wir sehen, in welch schamloser Weise die französische Sueskanalgesellschaft ganz gegen Gesetz und Recht den freien Welthandel bewuchert, dämmerte uns die strafliche Gleichgültigkeit gegenüber dieser wie anderer Wasserstraßen im Frieden auf. Nun haben Senatspräsident R. von Kraus für die österreichische und Justizrat Dr. Silberstein für die deutsche bzw. sächsische Regierung ein umfangreiches Gutachten unserer Unrechte am Sueskanal ausgearbeitet.

So wie der Sueskanal, so wurde auch die Bagdadbahn, die Konkurrenz zum Sueskanal, und die Donau ein Mittel russisch-englisch-französischer Intrigen. Die zaristische Regierung wußte nicht genug Wert auf die Beherrschung der Donaumündungen zu legen, und wegen des sog. St. Georgskanals kam unsere Diplomatie gar nicht zum Schweigen.

Die Donau, dieser prächtige Strom im Herzen Europas, war aber bisher eigentlich gar nicht recht für allgemein-wirtschaftliche Zwecke verwendbar. Im oberen Laufe hat die Donau ein zu starkes Gefälle, im unteren Laufe, das heißt im ungarischen Laufe, rollt sie recht träge, bewegungslos dahin, fließt schmutziggrau über die seichten, aufgelösten Ufer und setzt das im starken Gefälle mitgerissene Stauwerk der Alpenzuflüsse ab.

Daher ist in der ungarischen Tiefebene die Donau schwer schiffbar. Es sind daher hier große Regulierungen und ständige Ausbaggerungen notwendig, damit ein genügend großes und breites schiffbares Wasser geschaffen werde.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns dann, daß bei Rasova und Tschernawoda die Donau anfängt, sich auf eine sehr kurze Distanz dem Schwarzen Meere zu nähern. Wir sehen ferner, daß sie sich aber hier nicht in das Schwarze Meer ergiebt, sondern einen endlosen Bogen noch macht, das linke Ufer ganz versumpft und schließlich in einem gänzlich unbrauchbaren Delta mündet. Wahrscheinlich ergoß sich erst die Donau wirklich bei Tschernawoda in der Richtung auf Küstendsche (Constanza) ins Meer, wurde aber durch eruptive Vorgänge, Bergbildungen und der gleichen abgelenkt und zu einem gänzlich widernatürlichen Laufe gezwungen. Die Anlage eines Kanals von Tschernawoda nach Küstendsche wäre aus folgenden Gesichtspunkten gegeben: Die Donau bekäme den einzigen möglichen Hafen, der an der Westseite des Schwarzen Meeres denkbar ist. Durch die Ablenkung des Donauwassers in einem für Kanalanlage sehr geeigneten Hügelterrain würde die linke walachische Donauseite ab Rasova stark entwässert werden können. Ungeheure Gebiete würden der Kultur dienstbar sein. Die Verkürzung der Donaufahrt um etliche 200 Kilometer käme dem Donauverkehr sehr zu statten, und der günstige Austritt ins Meer könnte den Gedanken einer Frachtverbindung Regensburg, Wien, Küstendsche, Kon-

stantinopel, ja auch eine Verbindung von Wien nach Triest und umgekehrt bewerkstelligen.

Die Kosten eines solchen Kanals würden durch Errichtung einer Maut in Rasowa oder Tschernawoda leicht hereinzubringen.

Vielleicht könnte aus deutschen, österreich-ungarischen,

bulgarischen und türkischen Finanzkreisen eine Studienkommission gebildet werden, die die vorbereitenden Arbeiten hiezu in Szene setzen könnte, ähnlich wie dies seinerzeit Enfantins Studiengesellschaft in Paris vor der Erbauung des Sueskanals tat.

## Der Zinkbergbau in Polen.

Von Dr. P. Martell.

Die Zinkindustrie im ehemaligen Königreich Polen nimmt in der polnischen Montanindustrie eine nicht unbedeutende Stellung ein, die nach Beendigung des Weltkrieges bei Eintritt geordneter Verhältnisse zweifellos an wirtschaftlichem Wert erheblich gewinnen dürfte. Das große russische Reich hatte lediglich in Polen Zinkerze aufzuweisen, jedoch war der polnische Zinkbergbau bei weitem nicht in der Lage, den russischen Zinkbedarf zu decken. Gegenüber der Weltproduktion in Zink macht die polnische Produktion nur 1 Prozent aus. Obgleich Russland die polnische Zinkindustrie durch Zölle zu schützen suchte, war die wirtschaftliche Lage der polnischen Zinkgruben keineswegs günstig.

An sich müssen die polnischen Zinkerze als arm bezeichnet werden, auch ist bei der Verarbeitung mit ziemlichen Metallverlusten zu rechnen. In den polnischen Gruben wird sämtlich Galmei als Oxydationsprodukt der Zinkblende gefördert, allerdings in wirtschaftlich ungenügenden Mengen. Das Galmeierz wiederum erscheint in Verbindung mit Bleiglanz. Der polnische Blei-Zinkerzbezirk hat als ein Teilstück des erheblich größeren und wirtschaftlich so hoch entwickelten oberschlesischen Zinkbergbaues zu gelten, der seine Ausläufer bis nach Galizien entsendet. Über die geologische Formation des polnischen Zinkvorkommens geben die alten Baue der Anna-Grube bei Male Strzemieszye und die Ulysses-Grube zwischen Bułkowno und Bolesław Altschlüß. Das Dachgestein zeigt hier gewissermaßen abgeteilte Bänke, die folgende Schichtanordnung aufweisen: Unter zertrümmertem Dachgestein beginnt 4 Meter unter Tage eine schwache Galmeierzlage; es folgt eine nahezu taube, 6 Meter mächtige Bank von Dachgestein, unter welcher eine 0,5–1 Meter starke Galmeierzschicht ruht. Letztere besteht aus einem lichtockergelben, mergelhaltigen Kalkstein oder auch aus einem ockergelben, sehr feinschiefrigen Mergel. Dieses gelbe Gestein führt die eigentlichen Zinkerze, das als Zinkoxyd der ganzen Masse gewissermaßen chemisch beigemischt ist.

Wohl die ersten geschichtlichen Anfänge nennenswerter Art spielten sich im Jahre 1814 auf der Grube „Joseph“ bei Olskusch ab, wo man Zink aus Galmei zu gewinnen begann. Von einer regelrechten sachgemäßen Verarbeitung des Galmeis zu Zink auf dieser Erzgrube kann man jedoch erst vom Jahre 1826 ab sprechen. Im Jahre 1820 setzte auch auf der Grube „Ulysses“ bei dem Dorfe Bułkowno die Gewinnung von Galmei ein, und im Jahre 1823 folgte die bei dem Dorfe Staritschinow im Kreise Olskusch gelegene Grube „Georg“. Bis zum Jahre 1892 gehörten sämtliche drei Gruben der russischen Krone, die auch bis dahin Abbau und Ausbeutung betreiben ließ. Später sind jedoch die Gruben von der russischen Regierung an die „französisch-russische Montangesellschaft“ verpachtet worden. Von den Zinkgruben im Dorfe Boleslaw wissen wir, daß im 18. Jahrhundert ein damaliger Gutsbesitzer Galmei nach Danzig schickte. Nachdem sich die Krongruben „Joseph“ und „Ulysses“ im Betriebe befanden, wurden am Fuße des Hügels Kułlin in der Nähe des Dorfes Bułkowno neue Galmeilager entdeckt, zu deren Ausbeutung der damalige Gutsbesitzer Boleslaw im Jahre 1822 schritt. Das hier gewonnene Erz wurde in die Hütten der Dörfer

Siecle, Wjemzy und Dandowka zur Verarbeitung gesandt. Später wechselten die Galmeilagerstätten von Boleslaw den Besitzer; gegenwärtig sind sie Eigentum der Gesellschaft von Sosnowice, die zur Errichtung eines eigenen Werkes „Paulina“ geschritten ist. Die Geschichte der polnischen Zinkgruben nennt noch andere Gruben, wie die im Jahre 1820 eröffnete Grube „Anna“ und die im Jahre 1829 in Betrieb genommene Grube „Leonid“ bei dem Orte Slakow, die jedoch heute nicht mehr bestehen und meist nach kurzer Betriebsdauer geschlossen wurden.

Das zweite, jedoch wenig bedeutende polnische Galmeigebiet befindet sich bei dem Städtchen Sjewersh, das Gebiet der Dörfer Losnja, Chruschtschobrod und Trschebeslawitzha umfassend. Für die Gegenwart hat dieses Gebiet hinsichtlich der Zinkgewinnung nur ein historisches Interesse, da in früheren Jahrzehnten lediglich in der Grube „Katharina“ Galmei gewonnen wurde, das sich jedoch bei näheren Untersuchungen als zu wenig zinkhaltig erwies. Der Betrieb der Grube „Katharina“ ist daher seit langer Zeit eingestellt.

Auch das dritte russisch-polnische Galmeigebiet ist mehr von historischer Bedeutung. Dieses an dem Laufe des Flusses Brinitza gelegene Gebiet hat eine ganze Reihe von Zinkgruben aufzuweisen, die jedoch sämtlich stillgelegt sind. Der Reihe nach mit der Dauer ihrer Betriebszeit handelt es sich um folgende Gruben: 1. Die private Grube im Dorfe Gschow von 1822 bis 1829; 2. die Krongrube „Barbara“ im Dorfe Shichzize von 1818 bis 1840; 3. die Krongrube „Herkules“ im Dorfe Bobrowski von 1824 bis 1829; 4. die Grube „Caspar“ im Dorfe Woikowize von 1824 bis 1826 und 5. die private Grube bei dem Dorfe Rogosnik von 1820 bis 1829. Hiernach beschränkt sich die gesamte Galmeiförderung in Russisch-Polen zurzeit auf die zwei Gruben „Ulysses“ und „Boleslaw“; die übrigen Gruben sind sämtlich geschlossen.

Von den Lagerstätten um Olskusch hat Pusch folgende Einteilung gegeben: Zunächst das Erzfeld Olskusch-Nowa Gora, das sich über die Gegend von Boleslaw, Starzynow, Olskusch, Egota, Gorenice, Nowa Gora und Psary erstreckt, ferner das Slawkower Erzfeld, welches das Gebiet von Warzia Gora, Male Strzemieszye, Kawia Gora, Jeraska Gora, Kozial und St. Marek umfaßt. Die Erze finden sich dort in einer etwa 170 Meter mächtigen Schicht triassischen Muschelkalksteines, der die Karbonformation zur Unterlage hat und teilweise vom Jurakalk überlagert wird. In der Regel wird das Erz quer zu seiner Längsrichtung soweit abgebaut, bis der Zinkgehalt nur noch 5 Prozent beträgt. Meist pflegt das aus der Grube kommende Erz nur ein Viertel Roherz zu enthalten, mit einem durchschnittlichen Zinkgehalt von 11–12 Prozent und einem Bleigehalt von 2,8 Prozent. In den beiden vorhandenen Aufbereitungsanstalten gehen etwa 35 Prozent des ursprünglichen Zinks und 25 Prozent des Bleigehalts verloren, da die Abfälle von der Wäsche nach Dr. Petrascheck je nach der Korngröße 5–8 Prozent Zink und 1 Prozent Blei enthalten. Das aus der Wäsche hervorgehende verhüttbare Erz besteht aus Galmei-Stück- oder -Klauberz mit durchschnittlich 17 Prozent Zink und 1 Prozent Blei, aus Wäschegegieß mit 12–14 Prozent Zink, aus Steinerz mit 24–25 Prozent Zink

und 1,5 Prozent Blei, sowie aus Bleiglanz mit 1—2 Prozent Zink und 70 Prozent Blei.

Die Zinkgruben bei Olskusch sind durch die Verhältnisse des Weltkrieges wieder in Betrieb gesetzt worden, nachdem die Gruben lange Zeit vollständig unter Wasser waren. Die Zinkerzgrube „Boleslaw“ bei Sosnowice, die der Sosnowicer Gruben- und Hüttengeellschaft gehört, hatte vor dem Weltkriege eine durchschnittliche Jahresförderung von 10000 Tonnen Galmei und 2000 Tonnen Galmei mit Bleiglanz. Die Förderung der jetzt unter Zwangsverwaltung stehenden Zinkerzgrube „Ulysses“ in Sklafienka bei Dombrowa stellte sich jährlich auf 40000 Tonnen Galmei und 12000 Tonnen Galmei mit Bleiglanz. Die Förderung dieser beiden Gruben stellt die Gesamtförderung Polens an Zinkerzen dar. Die vor dem Kriege auf den beiden Zinkerzgruben beschäftigten Arbeiter beliefen sich auf rund 1500.

Das in diesen zwei Gruben gewonnene Galmei kommt in den nachbenannten drei Zinkhütten „Bendin“, „Konstantin“ und „Paulina“ zur Verarbeitung, welche Werke recht bedeutender Art sind und sämtlich im Kreise Bendin des Gouvernements Piotrkow liegen. Im Jahre 1907 waren in diesen drei Hütten durchschnittlich 53 Gas- und 7 Rösten im Betrieb. Die Durchschnittszahl der Muffeln in den Öfen bezifferte sich auf 1834 Stück. Weiter sei bemerkt, daß in allen drei Werken 12 Dampfmaschinen mit zusammen 189 Pferdestärken arbeiteten.

Geschichtliches über diese Zinkhütten ist folgendes zu sagen: Wie schon erwähnt, wurden die ersten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichtet. Das erste Werk in Russisch-Polen war die im Jahre 1816 errichtete Zinkhütte „Konstantin“, die in Dombrowa-Gorny im Kreise des Gouvernements Piotrkow gelegen war. Die Hütte blieb bis zum Jahre 1851 im Betrieb, dann erfolgte die Schließung. Nachdem jedoch die französisch-russische Montangesellschaft sich des größten Teils der polnischen Zinkgruben bemächtigt hatte, wie durch Erpachtung der Gruben „Joseph“ und „Ulysses“, lag für diese Gesellschaft die Frage der Errichtung einer eigenen Zinkhütte aus wirtschaftlichen Gründen sehr nahe. Es kam an Stelle des alten Werkes, von dem heute nur noch die Mauern stehen, zur Erbauung eines neuen, das gleichfalls unter dem alten Namen „Konstantin“ geführt und im Jahre 1891 in Betrieb gesetzt wurde. Im Jahre 1826 erfolgte die Errichtung der zweiten Zinkhütte „Ksawer“ bei Bendin, welches Werk gleichfalls von der französisch-russischen Montangesellschaft gepachtet wurde. Die dritte große russisch-polnische Zinkhütte „Paulina“ ist Eigentum der Gesellschaft Sosnowice. Es haben jedoch noch weitere Zinkhütten bestanden, so das Werk „Leopold“ im Dorfe Milewice; „Hoffnung Ludwigs“ im Gute Sielce; „Johanna“ im Dorfe Ujemzy; „Romania“ in Sosnowice; alle diese Werke sind jedoch gegenwärtig vollständig geschlossen.

Die zur Verhüttung bestimmten Erze werden so gemischt, daß sie 17 Prozent Zink enthalten. Die Erze werden dann geröstet, allerdings nicht vollständig, so daß ein Röstverlust von etwa 26 Prozent eintritt. Auf der Konstantin-Hütte, die erfolgreicher als die Paulina-Hütte arbeitete, wurde in den letzten drei Jahren eine Ausbringung an Zink in Ingots von durchschnittlich 80 Prozent erzielt, zu denen noch etwa 2 Prozent Zinkstaub traten. Insgesamt ergab sich also eine Zinkausbeute von etwa 53 Prozent, woraus deutlich wird, daß von einer genügenden Wirtschaftlichkeit des polnischen Zinkbergbaues trotz Zollschutzes nicht gesprochen werden kann. Hier hätten sachgemäße technische Einrichtungen Wandel zu schaffen. Der Blei-Zinkbergbau Oberschlesiens darf mit dem Polens nicht in eine Reihe gestellt werden, denn Oberschlesien überragt mit seiner Zinkproduktion von etwa 14000 Tonnen jährlich die Polens um das Zwanzigfache und nimmt in Europa überhaupt die erste Stelle ein.

Die Zinkerzgruben Polens sind nach der Besetzung durch die Mittelmächte seitens Österreich wieder in Betrieb gesetzt worden. Die langsame und kostspielige Pferdebeförderung der Erze ist durch eine etwa zwei Meilen lange Förderbahn beseitigt worden, die Anschluß an den Bahnhof Bukowno erhalten hat. Von hier aus werden die Erze nach Dombrowa befördert, wo die Zinkhütten liegen. Die Arbeiterzahl betrug in Friedenszeiten in den letzten Jahren bei der Paulinen-Hütte etwa 450, bei der Konstantin-Hütte gegen 200 und bei der Bendziner-Hütte 200. In der Kriegszeit ist die Arbeiterzahl etwas kleiner.

Der Anfang des 19. Jahrhunderts brachte den polnischen Werken einen großen wirtschaftlichen Aufschwung, der auf die neue Verwendung des Zinks und die gesteigerte Nachfrage in diesem Metall seitens China und Ostindien beruhte. In diesen beiden asiatischen Ländern hatte sich nämlich um das Jahr 1820 der Preis für Zink um das Dreifache erhöht. Wie bedeutend die Ausfuhr nach diesen Ländern war, veranschaulicht die Tatsache, daß noch im Jahre 1829, obwohl die Zinkpreise schon bedeutend gefallen waren, die russische Regierung aus ihren polnischen Gruben 45000 Tonnen Zink nach Indien verkaufte. Über die Gesamtproduktion des in Russisch-Polen gewonnenen Zinks gibt nachstehende Tabelle vom Jahre 1816 bis 1913, also mit Beginn der ersten Zinkhütte, Aufschluß:

	Zink t	Zink t	
1816	1245,4	1901	6111,2
1820	1245,6	1902	8274,0
1830	1655,4	1903	8274,0
1840	2779,1	1904	10617,0
1850	2784,4	1905	7640,9
1860	1429,2	1906	9600
1870	3188,9	1907	2700
1880	4391,9	1908	3800
1885	4591,0	1909	8432
1890	3877,6	1910	9079
1895	5035,8	1911	10327
1900	5969,9	1912	9261
		1913	8277

Es belief sich die bisher erzielte Gesamtproduktion in Zink in Russisch-Polen, begonnen vom Jahre 1816, bis 1913 auf 372164 Tonnen.

Das in Russisch-Polen gewonnene Zink wird dem Handel zum Teil in Blechform oder in Form von Barren oder Blättern zugeführt. Hierfür kommen zwei polnische Zinkwalzwerke in Frage. Es ist dies das Werk „Emma“ in Sosnowice, der Sosnowicer Gesellschaft gehörig, und das Werk der Firma Tillmann & Oppenheim in Bendin. Die Herstellung von Zinkweiz erfolgt hauptsächlich auf dem Werk der Sosnowicer Gesellschaft.

Da Zink innerhalb des russischen Reiches vornehmlich nur in Russisch-Polen gewonnen wird, anderseits jedoch die polnische Produktion bei weitem nicht den eigenen russischen Bedarf deckt, so ist Russland in Zink auf eine starke Einfuhr angewiesen. Deutschland weist in dieser Hinsicht die stärkste Zinkeinfuhr nach Russland auf, und zwar erreicht die deutsche Zinkeinfuhr für einzelne Jahre Ziffern, welche die gesamte russisch-polnische Eigenproduktion in Zink oft weit überschreiten.

Wenn gleich somit der polnische Zinkbergbau sich bislang in bescheidenen Grenzen bewegte, so eröffnen sich hier für die Zukunft doch günstige wirtschaftliche Aussichten, und wird es eine der kommenden Aufgaben der Mittelmächte sein, dem Zinkbergbau Polens fortan den Weg zum wirtschaftlichen Aufstieg zu ebnen.

## Deutsche als Russenerzieher.

Von Dr. Georg Biedenkapp, Frankfurt a. M.

Als Russenerzieher deutscher Herkunft kommen Generäle, Gelehrte, Forscher, Dichter, Erfinder und religiöse Reformerinnen in Betracht.

Der Westfale und Jenenser Student Heinrich Johann Ostermann mußte wegen eines Duells fliehen. Er trat in russische Dienste und stieg bis zur Würde eines Regentschaftsrats. Er half Peter den Großen aus einer gefährlichen Lage am Pruth befreien. Der Abschluß des Friedens von Nystad war sein Werk. Er wurde Freiherr, Reichsvizekanzler, Oberhofmeister und Mitglied der vormonarchistischen Regierung für Peter II. Unter der Kaiserin Anna Iwanowna wurde der einfache Jenenser Raufbold Graf und Minister des Auswärtigen, unter der Regentin Anna Leopoldowna Generaladmiral, unter der Elisabeth wanderte er aber aufs Blutgerüst und wurde noch im letzten Augenblick zur Verbannung nach Sibirien begnadigt, damals 56 Jahre alt.

Ebenfalls russischer General und sogar glorreicher Türkenbesieger wurde der Förstersohn Friedrich Wilhelm Bauer, aus der Nähe Hanau gebürtig. Durch seine ungewöhnliche Begabung für Mathematik erregte der Knabe die Teilnahme des Landgrafen Wilhelms VIII. Als Feuerwerker der hessischen Artillerie kam er mit einem Hilfskorps nach England, rückte zum „Stückjunker“ auf und wurde, nachdem er zu Beginn des Siebenjährigen Krieges nach Deutschland zurückgekehrt war, unter dem Befehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig rasch hintereinander Hauptmann, Oberstleutnant, Generalquartiermeister und Generaladjutant. Im Jahre 1761 gefangen und wieder ausgewechselt, wurde er wegen weiterer Verdienste vom alten Fritz geadelt. Eine Zeitlang gab er sich der Muße des Privatlebens hin, bis ihm der Ruf seiner militärischen Tüchtigkeit eine Einladung seitens der russischen Kaiserin Katharina eintrug, als Generalmajor und Generalquartiermeister in ihr Heer einzutreten. Am 1. August 1770 eroberte er fünf türkische Batterien mit 93 Kanonen, und zwei Tage später sprengte er über 10000 Feinde in die Donau, 1100 nahm er gefangen, dazu erbeutete er 26 Kanonen, 10000 Stück Vieh, 4000 bespannte Wagen und 2000 schöne Rosse. Zu den kriegerischen Lorbeerren fügte er bald nützliche Friedenswerke. Verbesserungen in den Einrichtungen der Salzbergwerke von Nowgorod brachten ihm die Stellung eines Generaldirektors des Salinenwesens. Mit noch höheren Titeln geschmückt, wandte er sein Können und Wissen den Wasserleitungen und Wasserbauten im russischen Reiche zu, schuf Strafen, Häfen und Kanäle. Zuletzt wurde er — Theaterdirektor in Petersburg, wo ihm das Deutsche Institut für Schauspielkunst unterstellt und Kotzebue als literarischer Beirat und Sekretär beigegeben wurde. Die glänzende Stellung, die der deutsche Förstersohn jetzt einnahm, spiegelte sich in folgenden Worten: „Außer den beiden Orden von St. Anna und St. George (letzterer ist ein guter Mann, er bezahlt seinen Stern und Band mit 800 Rubeln jährlich) bin ich mit einem goldenen Degen, mit Brillanten garniert, und außerdem noch mit der Herrschaft Wiskiwopky, die aus 30 Dörfern besteht, für mich und meine Erben begnadigt worden.“ Diese glänzende Laufbahn fand ihren ausgleichenden Abstrich durch einen verhältnismäßig frühen Tod: Bauer starb erst 52 Jahre alt. Eine französisch von ihm geschriebene Arbeit enthält geschichtliche, geographische und militärische Erinnerungen an die Wallachei.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit Bauers Laufbahn hat die seines Landsmannes Max Klinger, des Dichters von „Sturm und Drang“. Sein Vater war Konstabler, seine Mutter Wäscherin in Frankfurt a. M. Seine Gaben gewannen ihm Gönner, er besuchte das Gymnasium,

gewann seinen Lebensunterhalt zum Teil durch Stunden geben, schuf sich Stellung und Ansehen im literarischen Leben Deutschlands und wurde, wie Goethe in Weimar, so in Petersburg am russischen Kaiserhof einflußreich. Klinger stieg bis zum General, und strenge Ehrenhaftigkeit erhielt ihm die Gunst der russischen Herrscher.

Von deutschen Gelehrtennamen in der Geschichte der russischen Wissenschaft sind als Geschichtsforscher Gerhard Friedrich Müller, Schlozer, Büsching zu nennen, ferner Bacmeister, Braun, Weitbrecht, Dilthey. Als Mathematiker lehrte in Petersburg im 18. Jahrhundert der berühmte Euler, ein Sohn Basels; als hervorragende Orientalisten finden wir im 19. Jahrhundert in Russland Böhtling, der Herausgeber des großen vielbändigen Sanskritwörterbuchs, ferner Brunnhofer, den Verfasser mehrerer Werke über die Urgeschichte der Arier, von Geburt Schweizer, sodann Victor Hahn, den Verfasser des berühmten Werkes über „Kulturyplanzen und Haustiere“. Als Erfinder und Techniker begegnet uns auf russischem Boden Werner Siemens, Wilhelm Bauer, Friedrich König und Max Eyth.

Die Brüder Siemens begannen im Jahre 1852 in Russland Telegraphenlinien zu bauen. Nächst dem Kaiser war damals Graf Kleinmichel — man beachte wieder den echt deutschen Namen! — als Chef des Ministeriums für Wege und Kommunikationen der mächtigste Mann. Er war höchst erstaunt, als er Werner Siemens' jugendlichen Bruder Karl als Vertreter der Firma vor sich treten sah, bekam aber Vertrauen zu dem „bartlosen Menschen“, als dieser sehr bald Gelegenheit hatte, sein praktisches Geschick und seine Fähigkeit in einer Sache zu zeigen, in welcher russische Offiziere erfolglos geblieben waren. Als im Frühjahr 1854 der Krimkrieg ausbrach, bekam die Siemensche Firma weitere Aufträge zu Telegraphenbauten, von Warschau nach Petersburg, von Moskau nach Kiew, von Kiew nach Odessa, von Petersburg nach Reval, von Kowno zur preußischen Grenze, von Petersburg nach Helsingfors. Beim Bau dieser Linie stellte Siemens viele frühere Regimentskameraden in Dienst. Der Firma wurde auch die Bewachung und Instandhaltung der Telegraphenlinien auf längere Zeit aufgetragen, sie erhielt für ihre Beamten das Recht, Uniformen mit Rangabzeichen zu tragen, ein sehr wichtiges Recht in Russland, wo man nur die Träger von Uniformen respektierte.

Die Erfahrungen, die der Unterseebootserfinder Wilhelm Bauer in den Jahren 1855—1858 mit Russland machte, spiegeln die Saumseligkeit und Bestechlichkeit der russischen Beamten wieder, zugleich begegnen uns eine Menge deutscher Namen. In russischem Auftrag erbaute der deutsche Erfinder den ersten größeren Brandtaucher. Er wurde dabei an die Herzog Leuchtenberg'sche Fabrik verwiesen, in der meist Deutsche angestellt waren. Der Marineminister war Baron von Wrangel. Als Begutachter des Bauerschen Entwurfs blamierte sich der russische Staatsrat und Professor v. Jacobi, der Erfinder der Galvanoplastik, den es besonders ärgerte, daß ein Artillerieunteroffizier ihm gegenüber Recht behielt. Bauer wurde Untersee-Ingenieur mit Majorsrang und verheiratete sich mit der Tochter eines Deutschen, der in Petersburg als Werkführer tätig war.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts sehen wir den Erfinder der Schnellpresse Friedrich König bemüht, in Petersburg jemand zu finden, der sich für seine Maschine gewinnen ließe. Deutschland seufzte ja damals unter dem Franzosenjoch. Was König nicht in Petersburg erreichte, das hat er dann in London verwirklicht: dem heuti-

gen Weltlügenblatt „Times“ kam seine Erfindung zuerst zugute. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden wir unsern Dichter-Ingenieur Max Eyth in Südrussland. Er führt dort den Dampfpflug ein, ein englisches Fabrikat, und wird somit wirtschaftlicher Erzieher der Russen.

Wie das Elsaß früher für Frankreich, so sind die Ostseeprovinzen für das Russenreich von jeher die größte Kraftquelle an Genies und Talenten gewesen, und bedeutet eben die Trennung dieser germanischen Provinzen von den fremden Reichen eine Entziehung bester geistiger Kräfte. Wie deutsches Geistesleben und besonders auch religiöse Anregungen auf dem Wege über die Ostseeprovinzen in Russland eindrückten, das lehrt uns, um wieder ein persönliches Beispiel herauszugreifen, das Wirken des Perückenmachers Biefer aus einem Dorfe bei Frankfurt a. M. Er waltete mehrere Jahre in Livland und Esthland als Apostel der Brüdergemeinde, wirkte für die Ausbreitung des Herrnhutertums und trug dadurch den Kampf auch in die Kreise der lutherischen Kirche. Das Herrnhutertum gewann, zumal unter der Benutzung des Gegensatzes zwischen der rohen, geknechteten lettischen Bauernbevölkerung und der deutschbürtigen Ritterschaft, mächtig an Boden. Die lutherische Geistlichkeit stand anfangs sogar selber zu einem Teil unter dem Bann der Herrnhuter, man „vergötterte“ den ehemaligen Frankfurter Perückenmacher anfänglich, setzte aber schließlich seine Abberufung durch. Das Herrnhutertum spielte bald eine Rolle im Leben einer russischen religiösen Reformerin — der Frau von Krüdener, der Prophetin von Riga, die „natürlich“ auch wieder aus deutscher Familie stammte — sie war eine geborene Vietinghof. Ihr Vater, Sproß eines Geschlechts, das dem deutschen Ritterorden zwei Großmeister gegeben, war Besitzer großer Güter, Geheimrat und Senator, ihr Großvater der russische Feldmarschall Münnich. Dieser stammte aus dem Oldenburgischen, trat erst in französische, dann in hessisch-darmstädtische, darnach in sächsisch-polnische und zuletzt, 1720, in russische Dienste, stieg bis zum Grafen, General-Feldmarschall und Präsident des Kriegskollegiums. Auch spielte er in den russischen Thronwirren eine hervorragende politische Rolle, um unter Elisabeth knapp an der Hinrichtung vorbei nach Sibirien verbannt zu werden. Unter Katharina II. wurde er Generaldirektor der Häfen am Baltischen Meer. Dessen Enkelin nun, die Frau des russischen, äußerst pflichttreuen und arbeitsfreudigen Diplomaten Baron v. Krüdener, erlangte als Religionsreformerin eine Zeitlang großen Einfluß auf den Kaiser Alexander I. Das Bündnis der „heiligen Allianz“ war zum Teil ihr Werk. Sie arbeitete auf die Verschmelzung der christlichen Bekenntnisse hin. Wie sie selber nicht nur religiös gestimmt, sondern auch etwas hyperreligiös veranlagt war, so haben auch hyperreligiöse Personen ihre Neigung zu Mystik, ihren Glauben an eine religiöse Mission zum Teil zu dem Zwecke bestärkt, Einfluß auf die reiche, freigebige Erbin zu erlangen. Wenn man reich ist, kann man billig für seinen Ruhm sorgen. Die Krüdener, mit ihren überschwenglichen Gefühlen bei ihrem viel älteren Gatten ohne Widerhall, brach ihm die Ehe, war Zeuge der französischen Revolution, verkehrte mit Frankreichs auserlesenen Geistern der damaligen Zeit und veröffentlichte 1804 einen Roman „Valéria“, von dem sie sich bereits eine Sittenreform in der Pariser Gesellschaft versprach — sie selbst setzte alle lauteren und unlauteren Hebel in Bewegung, um ihrem Buch Absatz zu verschaffen, mit vollem Erfolg für den Absatz, nicht aber für die Sittenreform. Nach Riga, ihrer Geburtsstadt, zurückgekehrt, geriet sie nach heftigen Gemüterschüttungen angesichts der strahlenden Heiterkeit eines herrnhutischen Schusters in Verührungen mit

herrnhutischen Kreisen. Solche und andere hyper-prelli-giöse Einflüsse brachten die Frau auf die Bahn der religiösen Reform — bei ihren Geldmitteln und ihrer Opferwilligkeit konnte es an Anhängern nicht fehlen. Sie wurde für die damalige Zeit eine europäische Berühmtheit, und insoferne sie die Fahne einer verinnerlichten Religion und Verschmelzung der christlichen Bekenntnisse an vielen Orten, in höchsten, zumal russischen Gesellschaftskreisen vorangestragen hat, läßt sich ihr ein Verdienst, eine gewisse Erzieherschaft religiös-reformatorischer Art gewiß nicht absprechen. Sie hat sozusagen den protestantischsten Protestantismus auf dem Boden der griechisch-katholischen Kirche zu verbreiten gesucht, und die vielen Jahre, die sie im Dienste dieser Idee verbracht hat, bürgen dafür, daß sie auf dem Sturzacker der griechisch-katholischen Religion ein ziemliches Stück mit dem Pflug deutschen Geistes umgelegt haben wird.

Wie die Baronin Krüdener eine Vereinigung der christlichen Bekenntnisse anstrebt, so nannte die Theosophin Helena Blavatsky als ihr Ziel die Vereinigung von Wissenschaft, Religion und Philosophie. Ohne die zu ihrer Zeit im Abendland zur Kenntnis gelangenden indischen philosophischen Lehren durch Studium der in Sanskrit abgefaßten Urtexte nachprüfen zu können, machte sie sich aus der sogenannten Weisheit der Jnder, die oft nichts anderes als das Schillern einer sehr lustefüllten Seifenblase ist, ein eigenes theosophisches System und wurde zusammen mit dem englischen Obersten Olcott Stifterin der „Theosophischen Gesellschaft“ und Herausgeberin verschiedener theosophischer Zeitschriften. Wie die Krüdener die Welt aus weiten Reisen kannte, da sie schon der Beruf ihres Mannes nach Deutschland, Italien und Frankreich geführt hatte, so konnte auch die Blavatsky etwas erzählen, sogar noch viel mehr als die Krüdener, denn sie war sogar, außer in Westeuropa, auch in Syrien, Ägypten, Nordamerika, Indien und Tibet gewesen, hatte ein Buch geschrieben „In den Höhlen und Dschungeln Hindostans“ — was Wunder, wenn sie mit ihrer reichen geistigen Veranlagung und weltweiten Reiseerfahrung als Religionsstifterin Erfolg hatte? Immerhin brachte sie neue Elemente in die Welt des religiösen Glaubens; vom russischen und amerikanischen Geistesboden aus muß sie als bedeutende Frau und Bringerin von Besserem erscheinen, ein vergleichsweise Verdienst läßt sich also ihr so wenig wie der Krüdener absprechen. Es erübriggt nur noch, daß wir auf ihre Herkunft aufmerksam machen: Frau Blavatsky ist eine geborene Hahn und stammt von deutschen, nach Russland ausgewanderten Eltern. Mit 17 Jahren verheiratete sie sich mit einem 60-jährigen Manne, von dem sie sich unter Beibehaltung seines Namens nach drei Monaten trennte. In theosophischen Kreisen genießt sie die Verehrung einer Religionsstifterin. Fragt man aber, mit welchem Recht wir sie als russische Erzieherin bezeichnen, da sie ja doch ihre Zeitschriften und Bücher vornehmlich in anglo-sächsischem Sprachbereich erscheinen ließ, so genüge der Hinweis, daß das Buch „In den Dschungeln und Höhlen Hindostans“ aus Briefen entstand, die Frau Blavatsky für eine russische Zeitschrift geschrieben hat.

Mich will bedenken, daß der obige Nachweis so vieler Deutscher als russischer Erzieher erst nur einen Bruchteil dessen darstellt, was man alles hier anführen könnte und müßte, wenn man die Zeit hätte, diese Frage umfänglich und gründlich zu studieren. Wie die Briten und Yankees, so werden auch die Russen hinsichtlich ihres geistigen und kulturellen Wachstums schließlich bei genauerer Ergründung der Verhältnisse als den Deutschen am allermeisten zu Dank verpflichtet sich herausstellen.

# Kurland.

Von Professor Kranz, Steglitz.

Kurland, eins der menschenärmsten Länder Europas, hatte 1912 bei 759 000 Einwohnern eine Besiedlungsdichte von 28 und 1916, nach der Austreibung der Bevölkerung durch die abziehenden Russen, bei 270 000 E., von nur 9 auf den Quadratkilometer. Da ihm Kohle und Eisen fehlen, so war es stets und wird es auch in Zukunft ein Land sein, das überwiegend Landwirtschaft und auf dieser sich aufbauende Industrien betreibt; es wird nur dann gedeihen und nur dann eine erheblich dichtere Bevölkerung, etwa wie das gleichfalls agrarische Posen mit 72 Einwohnern auf den Quadratkilometer, ernähren, wenn seine Landwirtschaft den klimatischen und Bodenverhältnissen entsprechend gedeiht. Diese sich jedem urteilsfähigen Besucher des Gottesländchens aufdrängende Erkenntnis hat die energisch eingreifende deutsche Verwaltung bestimmt, die „Wirtschaftsberatungsstelle für Kurland“, die ersichtlich segensreich wirkt, möglichst zu fördern und durch deren Leiter, einen theoretisch und praktisch geschulten Landwirt, die „landwirtschaftlichen Verhältnisse Kurlands“ darstellen und damit feststellen zu lassen, aus welchen Gründen Kurlands Landwirtschaft darniederliegt und mit welchen Mitteln sie zur Blüte gebracht werden kann. Das in zwei Teilen bei Parey in Berlin erschienene Werk ist als eine streng sachliche und wirklichkeitsgemäße Darstellung aus der Feder eines berufenen Fachmannes nicht bloß für unsere in Kurland tätigen Verwaltungsbeamten und die Grundbesitzer, die dort ansässig sind oder es werden wollen, unentbehrlich, sondern auch eine dankenswerte Quelle der Information für die — heute zahlreichen — Reichsdeutschen, die sich für dieses schöne Land, das voraussichtlich in enge Beziehungen zum Deutschen Reiche treten wird, interessieren und sich darüber ein solid fundiertes Urteil bilden möchten. Es braucht wohl nicht erst ausgesprochen zu werden, daß ein rein wissenschaftliches Werk wie das vorliegende diesem Zweck weit besser als gut gemeinte, aber von Sachkenntnis freie Gelegenheitschriften flüchtiger Beobachter dient, die an der Oberfläche haften bleiben, bei stilistisch gelungener Einkleidung den Leser unterhalten, nicht aber belehren und zu eigenem Urteil befähigen. Das mit zahlreichen Textabbildungen ausgestattete, seiner klaren und anschaulichen Darstellung wegen auch dem Laien verständliche Buch tut dies; möchte es sich als ein nie versagender Ratgeber aller Reichsdeutschen erweisen, die sich dort auf eigener Scholle ein neues Heim zu gründen und unser Volkstum nach dieser Himmelsrichtung zu erweitern gedenken; das ist von Herzen zu wünschen, aber auch zu erwarten.

Im folgenden soll der wesentliche Inhalt des Buches\*) in gedrängtester Kürze skizziert werden. Im ersten Teil behandelt der Verfasser „Klima, Grund und Boden, Bevölkerung“, im zweiten „Gebäude- und Inventarkapital, Arbeitskraft, Betriebsweise“. In der Einleitung legt er den Stand bezw. den Mißstand der kurländischen Landwirtschaft dar, in deren „Betrieb und Technik sich an allen Ecken und Enden große Mängel und Fehler finden“, und deckt als deren Ursache den Mangel an Kapital und Arbeitsaufwand, an Hypothekenkredit und Arbeitskräften, die „Mishwirtschaft des unfähigen, kulturwidrigen russischen Staatswesens“, die Unsicherheit der Zukunft, namentlich seit der lettischen Revolution von 1905, und die kostspielige Lebenshaltung der Großgrundbesitzer auf, denen der „Schloßhaushalt“ mit dem zahlreichen Dienstpersonal sehr teuer zu stehen kommt, die auch — fern von ihren Besitzungen — vielfach im russischen Staats- und Heeresdienst tätig waren, ihre Güter aber, ohne angemessenen Ertrag, in der Regel verpachteten oder administrieren

sieben. Im Schlusabschnitt bespricht er die günstigen Aussichten für eine großzügige Ansiedlung deutscher Bauern und stellt zusammen, was „bisher versäumt worden und nachzuholen ist“: Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, Bau von Eisenbahnen und Kunsträd़en, Regulierung der Flüsse, Schaffung von Vorflut, Drainage des wasserkranken Landes, Gründung landwirtschaftlicher Fachschulen und vor allem Förderung des Genossenschaftswesens, das noch in seinen Anfängen steht und bisher nicht recht gedeihen will.

Das Klima Kurlands erinnert an das Ostpreußens; der Frühling tritt spät, der Herbst früh ein, die Winter sind hart; trotzdem ist es nicht so schlecht, als daß nicht eine rentable Landwirtschaft betrieben werden könnte. Die Vegetationszeit ist um 2—3 Wochen kürzer als jenseits der ostpreußischen Grenze. Dieses spätere Erwachen der Vegetation ist aber nicht die Folge klimatischer Gründe, sondern der geringen Kultur des Landes wegen der mangelnden Regelung der Wasserverhältnisse und der Armut des Bodens an leichtlöslichen Pflanzennährstoffen. Deshalb ist notwendig die Entwässerung und Trockenlegung, die Drainage des ganzen Landes! „Bessern wir die Wasserverhältnisse, so ist eine Besserung des Klimas zu erwarten, wenigstens insofern, als wir die Vegetationszeit um mindestens zwei Wochen verlängern und die ungünstige Wirkung verschiedener Witterungerscheinungen abschwächen“.

Was den Grund und Boden anbetrifft, so zerfällt Kurland, das im großen und ganzen eine Moränenlandschaft ist, in drei natürliche Hauptgebiete: das Bergland, das sehr fruchtbare Mittauer Flachland (1365 Quadratkilom.) und das kurische Oberland an der Düna. „Der gute Mittelboden von natürlicher Fruchtbarkeit überwiegt; nur ist noch viel zu wenig getan, um die Bodenschätze zu heben. Um dies durchzuführen und die höchste Rente zu erzielen, ist ein reicher Aufwand an Kapital und Arbeit unabdingte Voraussetzung. Dann aber kann Kurland ein ungemein fruchtbares und reiches Land werden.“ Conditio sine qua non freilich wieder: Entwässerung, nicht durch Gräben, die ein Wirtschaftser schwernis sind, sondern durch Drainage, die, mehrfach in Angriff genommen, bisher bei mangelhafter Ausführung zu Mißserfolgen geführt hat. Das Verhältnis der Kulturarten zueinander wäre, wollte man der Statistik trauen, ein ganz vorzügliches. 1897 setzte sich nach ihr das gesamte Land in Dezzatinen (= 1 Hektar) wie folgt zusammen:

	Gesamt-areal	Acker	Wiese u. Weide	Wald	Sonst. nutzb. Land	Impedi-mets
Gutsland	979 705	203 114	216 176	418 412	19 790	172 433
Bauernland	898 249	398 197	431 176	13 654	9 898	45 324
Staatsland	325 318	54 251	79 541	551 967	901	35 658
Kirchenland	11 454	5 234	5 166	327	264	464
Städt. Grund	7 994	4 523	2 687	1 088	106	590
And. Länder.	3 915	2 151	1 656	10	31	65
	2 427 635	667 500	736 403	785 188	30 990	207 554
In Proz.		27,6	30,3	32,5	1,1	8,5

Wer sich in Kurland umsieht, merkt nur zu bald, daß es gepflegte „Wiese und Weide“ sehr wenig, ungepflegte sehr viel gibt, daß das größte Gewicht auf die Ackerwirtschaft gelegt wird, die den ganzen Betrieb beherrscht, ohne durch andere Kulturarten, wie Wiesen und Weiden, wesentlich unterstützt zu sein. Marquart rät zu einem Systemwechsel: einen Teil des Ackerlandes aufzuforsten oder als Dauerweide niederzulegen und wenigstens einen Teil der überall reichlich vorhandenen unkultivierten Wiesen, die heute so gut wie keine Nutzung geben, in Kultur zu nehmen. Man würde dadurch, sagt er, die — spärlichen —

\*) Benno Marquart: „Die landwirtschaftlichen Verhältnisse Kurlands“. Berlin 1917; Verlagsbuchhandlung Paul Parey (9 Mark).

menschlichen und tierischen Arbeitskräfte auf ein kleineres Ackerareal konzentrieren können, die Viehhaltung, Milch- und Butterproduktion ausdehnen, für ein kleineres Ackerareal mehr Dung produzieren, die Sorge um die Ernährung des Viehstandes los sein und erheblich größere Renten herauswirtschaften; nur auf diesem Wege sei es möglich, aus der heutigen, fast reinen Ackerwirtschaft und Getreideproduktion mit ihren geringen Erträgen herauszukommen. Für die Melioration der Wiesen und Weiden wird eingehend ein Verfahren, das Erfolg verspricht, beschrieben; für die Nutzung des Ackerlandes, namentlich die Fruchtfolge, manch beachtenswerter Wink gegeben, der Anbau von Hackfrüchten, auf drainiertem Boden auch von Zuckerrüben empfohlen, die — noch recht primitive — Bodenbearbeitung besprochen, die Größenverhältnisse der Begüterungen dargelegt (eine umfaßt 400000 Morgen) und endlich die müßlichen, den Absatz ungemein verteuern den, ja vielfach geradezu verhindernden Verkehrsverhältnisse aufgedeckt.

Die Bevölkerung Kurlands, die 1863 rund 574000 und 1897 672000 betragen hatte, wuchs bis 1910 auf 741200 und bis 1912 auf 750000 Köpfe an, vermehrte sich also, namentlich die Letten, die den Hauptstamm der Einwohnerschaft bilden, wegen ihres Zweifindersystems nur sehr schwach. Unter dem Kriege hat Kurland, mehr als Polen, stark gelitten. Zwar in Libau ist die Hälfte, in Mitau aber nur ein Fünftel, in Bauske ein Zehntel der Einwohner zurückgeblieben; von den Deutschen ist etwa ein Drittel außer Landes gebracht, Letten und Juden aber größtenteils verschleppt. Da das Land also menschenleer ist, bietet es der Ansiedlung deutscher Bauern außerordentlich günstige Bedingungen; Marquart nennt es deshalb sogar ein Land der Zukunft für deutsche Bauernarbeit und deutschen Bauernfleiß. Die Ländereien, die für den Zweck der Kolonisation zur Verfügung ständen, seien sehr bedeutend. Allein an Staatsdomänen seien 147000 Hektar landwirtschaftlich genutzte Fläche vorhanden, von den 400000 Hektar Staatsforst sei ein großer Teil soweit abgeholt, daß mit seiner Umwandlung in Ackerland gerechnet werden könne. Ferner stehe ein großer Teil der lettischen Bauernhöfe zum Verkauf frei, da besonders in der reichen Gegend um Mitau die Bevölkerung von den Russen davongetrieben oder in blinder Angst davongelaufen sei; ein großer Teil sei unterwegs umgekommen, ein anderer, in Sibirien angestiedelt, werde nach der alten Heimat nicht mehr zurückkehren. Bemerkt sei, daß vor dem Kriege von den mehr als 26000 kurländischen Bauernhöfen etwa 20000 in lettischer Hand waren, und daß angenommen wird, ein Drittel des lettischen Bauernbesitzes, schätzungsweise 250000 Hektar, werde für Kolonisationszwecke zur Verfügung stehen. Schließlich sind, sagt Marquart, auch die Rittergüter (1910 waren von 554 nur 57 in „un-deutschem“ Besitz) in der Lage, Teile ihres Grund und Bodens, wie ich hinzufügen darf, auch gewillt, als Dank für die Einsetzung des Landesrats ein Drittel, etwa 360000 Hektar, und zwar zu den billigen Güterpreisen vor dem Kriege, zum Ansiedlungszweck herzugeben. Ziehen wir die Summe der drei Posten, so kommen rund 900000 Hektar für die deutsche Kolonisation in Frage, und ist für 60000 Familien, auf die Stelle 15 Hektar gerechnet, Platz; das ergäbe bei einer deutschen Bauernbevölkerung von rund 300000 Seelen gegenüber dem Rest der in Kurland verbliebenen lettischen Bauerngutsbesitzer eine dauernde Sicherung der deutschen Vorherrschaft, die andernfalls in unserem demokratischen Zeitalter bei maßgebendem Einfluß der Masse aufs äußerste gefährdet wäre. Es ist wahrscheinlich, daß die deutsche Verwaltung diese Bauernsiedlung nach Friedensschluß sofort durch fachlich geschulte Organe in Angriff nehmen, sich aber des sachverständigen Rats der bisherigen Privatkolonisatoren, vor allem des Freiherrn von Manteufel und der Brüder Bröderich versichern wird. Nach Marquart haben diese Männer mindestens

10000 Seelen ins Land gebracht; doch sei in den letzten Jahren das Kolonisationswerk aus mancherlei Gründen merklich abgeflaut; es seien u. a. den deutschen Kolonisten durch die lettische Bevölkerung erhebliche Schwierigkeiten bereitet worden, so daß erstere sich nicht mehr wohl fühlten, unlustig zur Arbeit oder gar kontraktbrüchig wurden, kurz sehr bald von der Scholle, wo man sie als Arbeiter ansiedeln wollte, verschwanden. Wenn die Deutschen in Zukunft in Stadt und Land Kurlands die Mehrheit bilden, fällt diese Gefahr weg. Nur wenn und wo die Deutschen in der Fremde die Mehrheit sind, gediehen sie; als Minderheit fühlen sie sich leicht unbehaglich, geben kleinmütig fremder Annäherung nach und räumen wohl gar das Nationalitätenkampffeld. Eine der wenigen Ausnahmen von dieser Regel waren und sind (das ist ihr Ruhmesstiel) Kurlands Adel, Literaten und Kaufmannsstand, die, an Zahl so gering, durch die Jahrhunderte für ihr Deutschum mit einer Zähigkeit sondergleichen gegen Litauer, Polen und Letten eingetreten sind und unter großen Opfern ihre Eigenart unversehrt erhalten haben; so unterhielten, um ein Beispiel anzuführen, 1912 die 200000 Deutschen der drei Ostseeprovinzen, die an Kopfzahl etwa der Einwohnerschaft einer mittelgroßen Stadt gleichkommen, 84 Schulen mit deutscher Unterrichtssprache, darunter 30 höhere Lehranstalten, aus freiwilligen Beiträgen.

Das zweite Heft geht in Darstellung und Kritik der tatsächlichen Zustände und im Neuaufbau der kurländischen Landwirtschaft, wie der Verfasser ihn sich denkt, noch mehr ins Spezielle und Fachliche; auch wiederholt es an Ausstellungen und Ratschlägen manches, was das erste gebracht hat; auch hier stellt der Verfasser Vergleiche mit der — mustergültigen — deutschen Landwirtschaft und theoretische Erörterungen an und macht dann Anwendung auf die kurländische Praxis; er betont, daß es dem Kurländer nicht liegt, in wirtschaftlichen Dingen bei der Stange zu bleiben, und daß ihm die zähe Bauernart fehlt, die eigenständig durchsetzt, was ihr gut und richtig erscheint, auch wenn einmal ein Fehlschlag kommt. Infolge davon und von der durch die ganze russische Welt verbreiteten Neigung, breit und bequem zu leben und sich nicht übermäßig anzustrengen, doch auch aus anderen unsre dortigen Stammesgenossen entlastenden Gründen sei in Kurland so viel rückständig und der bessernden Hand bedürftig. So ist z. B. an Landarbeitern, die nicht unausgesetzt den Brotherrn wechseln, an tüchtigen Handwerkern, Technikern und Wirtschaftsbeamten fühlbarer Mangel. Vermutlich wird man nach dem Kriege auf litauische und weißruthenische Landarbeiter zurückgreifen müssen und die offenen Stellen in allen technischen Fächern mit Reichsdeutschen besetzen. „Das tote Inventar leistet nicht, was von ihm verlangt werden muß, unterstützt die landwirtschaftliche Produktion nicht genügend und beeinflußt den Rohertrag ungünstig, auch verlangt es, z. B. wegen der hohen Eingangszölle auf landwirtschaftliche Maschinen, hohe Unterhaltungskosten.“ Die Viehmenge der einseitig auf den Körnerertrag eingestellten Gutbetriebe ist „häufig so gering, daß sie unter die äußerste Grenze dessen herabsinkt, was absolut notwendig ist, um die erforderlichen Dungmengen zu erzeugen“. Heu, Weide und Hackfrüchte zu schaffen, hat man nicht vermocht, auch nicht hinreichend versucht. Die Rindviehzucht bietet ein Bild vieler Rassen, und in der Pferdezucht herrschen geradezu chaotische Zustände.“ Die Hauptschuld an diesen und einer langen Reihe anderer Übelstände, die ich übergrehe, trägt die Mizwirtschaft des russischen Tschin, der als das Prinzip, das Böses will und Böses schafft, jeden Fortschritt hartnäckig gehemmt, z. B. den Bau von Schosseen und Eisenbahnen, außer strategischen, nach Möglichkeit verhindert hat. Daher weist Kurland an Schosseen und Eisenbahnen nur 60 bzw. 360 Kilometer, die Provinz Posen aber, die nur um 50 Quadratmeilen größer ist, 4600 bzw. 2661, d. h. 77= bzw. 6 mal so viel auf.

Wenn Kurland, wofür alle Wahrscheinlichkeit spricht, als Schutzztat an Deutschland angegliedert wird und mit ihm in Zollunion tritt, wird es, vorausgesetzt, daß es zunächst unter der Zucht der preußischen Verwaltung, der ein Landesrat zur Seite steht, verbleibt, sich wie in anderen Beziehungen so auch landwirtschaftlich zu der Kulturföhre und Leistungsfähigkeit entwickeln, die meine Heimatprovinz Posen in einem Menschenalter erreicht hat. Die kurländischen Großgrundbesitzer, die, im Kern tüchtig und Entwicklungsfähig, bis jetzt wesentlich vom Walde und seinen wegen der Holznot schnell steigenden Erträgen gelebt haben, die durch den Wald über die Krise der lettischen Revolution von 1905 hinweggekommen sind, und auch über die schweren Verluste, die sie im Weltkriege erleiden, hinwegkommen werden, werden sich schnell in die neue Zeit und die neuen Methoden finden, moderne Menschen werden und auf jenen Dienertrotz verzichten, der dem Fremden so mächtig imponierte, aber ein Krebschaden war; den Übergang vom Körnerbau zur Viehwirtschaft werden sie

vollziehen, das wasserfranke Land durch Drainage kurierten, wenn ihnen ausgiebig Meliorationskredite bewilligt werden, und wirtschaftlich vorwärts kommen, wenn ihnen die nötigen Verkehrswägen geschaffen werden und das landwirtschaftliche Kreditwesen mit deutscher Hilfe organisiert wird; sie werden sich die Tugenden der deutschen Sparsamkeit, rastloser Tätigkeit und der Freude am Schaffen neuer Werte aneignen und aus dem stagnierenden Sumpfrussischer Miswirtschaft in den Schnellflug deutscher Kultur-entwicklung kommen, das alte Kurland zu einem Kulturland und zu einem für alle Zeiten deutschen Lande jeder zu seinem Teil, umwandeln. Die Unregungen, die Marquart in seinem Buche in so reicher Fülle gibt, werden sich als fruchtbringend erweisen; die von ihm geleitete „Wirtschaftsstelle für Kurland“ für viele ein fördernder Berater und Wegweiser sein; was er mit seinem Buche und seiner praktischen Tätigkeit erreicht, das wird ihm der liebste Lohn sein für alle Arbeit; arbeitet er doch für sein Volk und sein Vaterland.

## Mitteleuropa — ein britisches Friedensziel.

Von Dr. Paul Ostwald.

In dankenswerter Weise hat Ernst Vohsen unter dem obigen Titel die im Jahre 1913 erschienene Arbeit des in England wohl bekannten Kolonialpolitikers Sir Harry Johnston „Gesunder Menschenverstand in der auswärtigen Politik“ fürzlich in deutscher Übersetzung herausgegeben.\*.) Abgesehen davon, daß uns diese Schrift zeigt, wie es auch in England vor dem Kriege einen nicht kleinen Kreis vernünftig denkender und ruhig erwägender Politiker gab, interessiert sie uns hier vor allem deswegen, weil sie im ganzen sehr ähnliche Bahnen verfolgt, wie es Neumann in seiner bekannten Schrift tut.

So sehr Johnston selbstverständlich den Briten nicht verleugnet und ihm das britische Interesse, der britische Vorteil ganz und gar im Vordergrunde stehen, so erkennt er doch an, daß Deutschland und auch Österreich-Ungarn mit Recht danach streben, sich auszudehnen und ihre „eingewangte Lage“ zu verbessern. „Die Deutschen“, so urteilt Johnston, „folgen schließlich nur einem heiligen Trieb, dem Willen, sich die Welt zu unterwerfen, der dem besten Typus des weißen Mannes innwohnt. Deutschland ist zwischen seinen jetzigen Grenzen qualvoll eingewängt. Die in jedem Jahr fünf Monate vereiste Ostsee nützt seinem Handel wenig. In der Nordsee besitzt es nur drei wirklich gute Häfen.“ Er fordert deshalb eine ruhige und sachliche Beurteilung der deutschen Kolonialpolitik in Afrika und wünscht eine Förderung der deutschen und österreichischen Interessen auf dem Wege über den Balkan nach Kleinasien.

Die Schaffung eines Mitteleuropa erklärt Johnston „für die größte politische Errungenschaft des 20. Jahrhunderts“. In einem solchen Staatenbunde haben nach ihm Deutschland und Österreich-Ungarn selbstverständlich die Führung zu übernehmen. Ihnen anzuschließen hätte sich ein selbständiges Polen, das aus Kongresspolen und West-Galizien zu schaffen wäre. Eine solche Neugründung Polens erscheint dem englischen Politiker als ein großer Schritt auf dem Wege zum europäischen Frieden. Weiter hätten sich Deutschland und Österreich-Ungarn die nördlichen Balkanstaaten, also Albanien, Montenegro, Serbien, Bulgarien und Rumänien anzuschließen. Für Griechenland wird dagegen gefordert, daß dieser Staat soweit wie möglich neutral sein müßte wie Belgien oder Dänemark; das verlangt das britische Interesse. Im übrigen aber erklärt Johnston, daß alle Angelegenheiten der Balkanhalbinsel nördlich vom Königreich Griechenland England nichts angehen. Eine Verbindung Deutschlands mit der

Türkei begrüßt Johnston, da so der Verfall dieses Staates verhindert werden würde. Auf diese Weise würde die Absicht Russlands auf Konstantinopel, die niemals im Interesse Englands siegen könnte, für immer vereitelt. Unsere Interessen in Kleinasien werden als durchaus berechtigt angesehen, denn der Verfasser betont ausdrücklich, „daß Deutschland überhaupt diejenige Macht sein würde, die bei der Regierung und wirtschaftlichen Entwicklung Kleinasiens hauptsächlich mitzusprechen haben würde.“ Um aber auch Frankreichs Interesse sicherzustellen und zu befriedigen, wäre dann in Syrien ein selbständiger Staat unter französischem Schutz zu errichten. Das britische Interesse würde verlangen, daß die Sinaihalbinsel unter britische Oberhoheit fäme. Es ist Johnston ferner selbstverständlich, daß der Persische Golf durchaus in englischen Händen sein müßte und durch Deutschland nicht gefährdet werden dürfte. Aber unter solchen Voraussetzungen kann England wie auch Frankreich nach Johnstons Meinung mit der Schaffung eines Mitteleuropa nur einverstanden sein. Denn einmal bekommen die deutschen Kräfte ein Betätigungsgebiet, auf dem sie sich wenigstens während eines Jahrhunderts beschäftigen können, und dann würde „Mitteleuropa für Westeuropa im allgemeinen ein willkommenes Bollwerk bilden gegen die rasch sich vermehrenden russischen Millionen“. Doch auch für Russland selbst sieht Johnston keinen Grund zur Beunruhigung und zur Bekämpfung des mitteleuropäischen Gedankens. Ein Mitteleuropa würde ihm nichts schaden.

Wenn ein Brite vom Schlag Johnston, der alles andere als gerade Liebe für Deutschland im Herzen empfindet, in der Schaffung eines Mitteleuropa durchaus ein den Frieden förderndes Moment sieht, so ist uns das nur ein trefflicher Beweis mehr für die Richtigkeit des von uns jetzt eingeschlagenen Weges. Aus den Reihen unserer erbittertsten Feinde selbst haben wir ein Gegenzeugnis gegen die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz, welche den Mitteleuropagedanken für die größte Gefahr Europas erklärte und Gegenmaßregeln zu treffen für unbedingt nötig hielt. Es ist zu bedauern, daß die durch den Krieg entfesselten Leidenschaften, die Heze und die Lüge der Entente jede Besonnenheit und jedes ruhige Urteil genommen haben. Eine Verständigung, wie sie Johnston noch im Jahre 1913 für möglich hielt, ist heute nicht mehr zu erreichen. Die Schärfe unseres Schwertes und der fest entschlossene Wille unseres Volkes, sein Recht bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, vermögen allein noch, die Entente zur Anerkennung des Mitteleuropagedankens zu zwingen.

\* Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1917.

Was den direkten skandinavischen Warenaustausch mit Russland betrifft, so darf man es als Utopie bezeichnen, wenn davon gesprochen wird, daß die skandinavischen Völker imstande wären, künftig die Rolle Deutschland auf dem russischen Markt zu übernehmen. Ganz abgesehen davon, daß man damit wird rechnen müssen, daß einige Zeit nach Beendigung des Weltkrieges die wirtschaftlichen Bande zwischen Russland und Mitteleuropa wieder geknüpft werden, vermögen die nordischen Länder niemals auch nur annähernd den russischen Warenmengen zu befriedigen.

Diese Stimme eines Kundigen aus dem Norden sollte in dem Larm der Erörterung wichtiger Fragen nicht wirkungslos verhallen. Die Frage ist wichtig genug, um deren gründliches Studium auch in unserer an größten Ereignissen reichen Zeit zu rechtfertigen.

Adolf Flachs.

**Oesterreich-Ungarn und die Adria.** Zu den italienischen Kriegszielen gehörte die unbedingte und ausschließliche Herrschaft über die Adria, die die Italiener „Mare nostro“ nennen, obwohl sie weder geschichtliche noch geographische, noch nationale Ansprüche darauf begründen könnten, obwohl die Kriegslage zeigte, daß die kleinere, aber tüchtigere österreichisch-ungarische Flotte ihre Stellung in der Adria erfolgreich behauptet und die italienische Flotte lähmlegt. Italien wollte außer Südtirol nicht nur Triest mit Istrien und Fiume annexieren, sondern auch das kroatische Dalmatien, ferner Montenegro unter seine Vorherrschaft stellen und die Schutzmacht Albaniens werden. Schon war es darüber hinaus in den griechischen Epirus vorgedrungen und hatte die Straße von Santa Quaranta besetzt.

Mit seinem Verlangen nach Dalmatien stieß Italien auf den Widerspruch der Serben, deren Begehrungen nach den kroatischen Küstengebieten von England und Frankreich begünstigt wurde. Auf dem Epirus wollte sich Griechenland nicht verdrängen lassen. Im Siegesfalle hätte England nicht geringe Schwierigkeiten gehabt, die obwaltenden Gegenseite auszugleichen. Eine italienische Alleinherrschaft über die Adria würde der englischen Interessenpolitik mit ihrem alten Grundsatz: „Teile und herrsche!“ nicht erwünscht gewesen sein.

für Oesterreich-Ungarn war die Offenhaltung der Adria eine Lebensfrage. Alle Staaten Europas, mit Ausnahme der Schweiz und Serbiens, liegen am Meer. Kein Staat kann auf die unmittelbare Verbindung mit dem Meer verzichten. Die habsburgische Monarchie würde zu einem Binnenstaat zweiten Ranges herabgedrückt worden sein, wäre es den Italienern gelungen, die ausschließliche Herrschaft über die Adria zu erlangen. Um jeden Preis muß sie ihre Adriastellung behaupten und gegenüber den italienischen Absichten sicherstellen.

Was die habsburgische Monarchie zu beanspruchen hat, um eine künftige Gefährdung ihrer Seestellung in der Adria von italienischer Seite zu verhüten, ist von dem Österreichischen Flottenverein zusammengefaßt worden und schließt Grenzberichtigungen ein, die man auch als Annexionen bezeichnen kann. Der eroberte Cattaro, der Cattaro beherrscht, muß fest in der Hand Oesterreich-Ungarns bleiben, damit Cattaro nicht mehr bedroht, vielmehr zu einer Flottenbasis ersten Ranges ausgestaltet werden kann. Eine andere Grenzberichtigung westlich von Triest soll diesen wichtigsten österreichischen Handelshafen mit seinen Eisenbahnverbindungen und mit seinen großen Werken künftig vor feindlichen Angriffen sicherer stellen. Albanien und Montenegro sollen mit der habsburgischen Monarchie wirtschaftlich und militärisch eng verbunden werden, so daß sie kein feindliches Bündnis eingehen können und ihr militärische Besitzungsrechte in Antivari, Dulcigno, San Giovanni di Medua, Durazzo und an der Bojamaründung einzuräumen. Vor allem aber ist dahin zu streben, daß kein Punkt der adriatischen Küste in italienischen Händen verbleibt, auch nicht Valona, das „Gibraltar der Adria“, mit der Insel Sazeno, damit kein Riegel italienischen Einflusses über die Adria hinwegreichen und sie der habsburgischen Monarchie verschließen kann.

Im übrigen verlangt der Österreichische Flottenverein Rückgabe der vom Feinde weggenommenen und Schadloshaltung für die verlorenen Handelschiffe, die Aufrechterhaltung des Seebeuterechts, das sich in diesem Kriege als wirksame Waffe erwies, mit dem Rechte der Versenkung und die Gleichberechtigung der Unterseeboote mit den anderen Kriegsschiffen. In London hatte man gefragt, Oesterreich-Ungarn habe dadurch, daß es sich an der deutschen Unterseebotsräuberei beteiligte, alle Ansprüche auf Behandlung als ehrenhafter Kriegsführer verloren.

Als die englische Regierung ihrer Flotte noch nicht die Strategie der Zurückhaltung auferlegt hatte, gedachte sie ein Geschwader in die Adria zu entsenden. Im Londoner „Daily Graphic“ besprach John Leyland vor einiger Zeit die Tätigkeit und Zukunft der österreichisch-ungarischen Flotte und sagte: Durch die Eroberung des Lowschen werde es leider Tatsache, daß das italienische Schlagwort „Unser Meer“ für die Adria immer weniger zutreffe, daß die Vorherrschaft in der Adria immer mehr Oesterreich-Ungarn zufalle. Durch den ungestörten Besitz **so** ausgezeichneter Häfen an der Balkanküste, wie Cattaro, schaffe sich Oesterreich-Ungarn weitere Grundlagen für eine große Seemacht im Mittelmeer.

für Deutschlands Handels- und Kolonialinteressen ist es von Wert und Bedeutung, wenn die habsburgische Monarchie ihre Seegeltung in der Adria nachdrücklich verstärkt und ihre Kriegsflotte so vergrößert, daß sie dem stärksten Gegner im Mittelmeer gewachsen wird und den Angriff verbündeter feindlicher Flotten zu einem Magnis macht.

Paul Dehn.

## Vereinsnachrichten.

**Berlin.** Am 75. Osteuropäischen Empfangsabend sprach der Deutsche-Indier Herr Kaundinya unter Vorsitz des Herrn Dr. Falk Schupp über „Indiens Bedeutung für Deutschland beim Weltfriedensschluß“. Der Redner führte aus, **es** sei höchste Zeit, daß Deutschland sich mehr um dieses Land kümmere, denn es werde in der Zukunft eine ganz gewaltige Bedeutung bekommen, da Indien schon lange sein Haupt erhebe, um seine Freiheit und Selbstständigkeit wieder zu gewinnen. Im Anfang des Krieges habe man auf Aufstände und Unruhen große Hoffnungen gesetzt, nachdem diese aber keinen Erfolg aufwiesen, habe man begonnen, verächtlich von Indiens Untertanentreue und Unterwerfung gegen England zu sprechen. Vor allen Dingen konnte man es nicht verstehen, daß indische Truppen in Europa auf Englands Seite kämpften. Von einer Unabhängigkeit an England könne aber keine Rede sein. Das Volk sei von England künstlich in Unwissenheit gehalten und die Soldaten, die nach Europa gebracht wurden, wußten nicht zu welchem Zweck. Die Aufstände auf die Grenzgebiete beschränkt geblieben, weil nur hier Waffen vorhanden waren. Da das Volk bei schwerer Strafe nicht einmal die einfachsten Waffen besitzen dürfe, versuche es, ohne Waffengewalt die Freiheit zu erringen, und in der Tat sei Indien auf dem besten Wege dazu.

Der Vortragende versuchte nun, unterstützt durch ausgezeichnete Lichtbilder, einen allgemeinen Überblick über Indien zu geben. Unter Indien stelle man sich gewöhnlich ein einheitliches Land wie z. B. Deutschland oder Italien vor. Man müsse sich aber vergegenwärtigen, daß Indien etwa neunmal so groß wie Deutschland und größer als ganz Europa ohne Russland sei. Auch die Völker seien verschiedenartiger als die Völker Europas, z. B. als Italiener und Kosaken. Von Norden nach Süden messe Indien in gerader Linie etwa 3200 Kilometer und in der Richtung West-Ost etwa 4000 Kilometer; letzteres entspräche ungefähr der Entfernung Madrid-Moskau. Schon die riesigen Entfernungen und Unterschiedenheiten ergeben Schwierigkeiten, die sich einer einheitlichen Erhebung entgegenstellen.

Die Kulturstufe der Inder war schon im grausten Altertum eine sehr hohe. Etwa 5000 Jahre vor Christi Geburt hätten die Inder bereits über einen Kalender verfügt, der, auf einfachsten Beobachtungen aufgebaut, an Genauigkeit dem unsrigen wenig nachgestanden hätte. Das Dezimalsystem und das Zahlenzeichensystem, irrtümlich arabisch genannt, stamme aus Indien.

Auf dem Gebiete der Architektur seien noch Gebäude vorhanden

mit einem Alter von 2000 Jahren und mehr, in Gestalt von Tempeln, mit 12-14 Stockwerken. Wunderbare Reliefskulpturen, ganze Gesichtsfolgen der altindischen Mythologie darstellend, zeigen diese Bauwerke. Das in Abbildung gezeigte Benares, das Rom Indiens, pflegte Künste und Wissenschaften vor Babylon und ehe Rom gegründet war.

Es folgte eine Menge Bilder indischer Volkstypen, durch welche die Verschiedenartigkeit der Bewohner Indiens erst ins richtige Licht gesetzt wurde.

Der Redner berührte nun das indische Kastenwesen, das Religionen und die inneren Staatseinrichtungen.

Erbitterte Kämpfe zwischen Hindus und Mohammedanern seit 1000 n. Chr. zerstörten manche vorzügliche Einrichtung, bis die zur Herrschaft gelangten Mohammedaner mit den Hindus nach gegenseitiger Verständigung gemeinsam mit wirklichem Interesse Land und Volk wieder zu leben begannen.

Großer Wohlstand, geordnete Verhältnisse im Innern, lebhafter Handel und Verkehr nach außen zeichneten Indien wieder aus, und mit Recht galt es als das reichste Land der Erde. Dieser Ruhm aber wurde ihm zum Verhängnis, er lockte europäische Mächte, Holland, Portugal und Frankreich, zum ehrlichen Wettkampf, England als verschlagene Räuber. Eine englische Gesellschaft von Kaufleuten bat demütig um Erlaubnis zur Ablaufnung von Handelsbeziehungen usw. Die Folge war die Gründung der berüchtigten ostindischen Compagnie, deren Hauptzweck es war, alle andern Konkurrenten aus dem Feld zu schlagen und ihre Herrschaft über ganz Indien auszudehnen. Aus dem reichsten Land der Erde wurde das ärmste; dagegen England das reichste und damit zur Herrscherin der Meere. Unerhörte Grausamkeiten und Unterdrückungen brachten endlich die Inder nach hundert Jahren britischer Herrschaft im Jahre 1857 zum allgemeinen Aufstand. Infolge schlechter Bewaffnung aber und ungenügender Vorbereitung konnte der Aufstand nur zu Ungunsten der Inder enden. Über einen Vorteil hatte man erreicht. Die Ostindische Compagnie verschwand und Indien wurde direkt der Regierung der britischen Krone unterstellt. Das indische Volk ließ sich durch feierliche Versprechungen der Königin Viktoria beruhigen. Die Ausplunderungen wurden nun nicht mehr so gewalttätig, aber desto intensiver fortgesetzt. Der indische Ueberseehandel und die Industrie wurden weiter unterdrückt, die Landwirtschaft vernachlässigt. Ein britischer Staatsmann schaute sich nicht, folgenden Grundsatz aufzustellen: „In Indien muß der stolze Geist der Selbstständigkeit

und des tiefen Denkens unterdrückt werden. Wir wollen dort keine Generale, Staatsmänner und Gesetzgeber erziehen. Das kostenfreie nationale Schulwesen würde verboten, und man führt nur wenige englische Schulen ein. Lesen und Schreiben, das 100 Jahre früher Allgemeingut war, verstanden nach der neuesten Volkszählung von 1911 nur noch 6 Prozent der Bevölkerung. Hungersnöte mehrten sich. Wurde Indien doch beispielsweise in den Jahren 1875 bis 1900 von 18 Hungersnöten heimgesucht, die 26 Millionen Menschen das Leben kosteten, während im 11.—17. Jahrhundert durchschnittlich nur eine Hungersnot in 55 Jahren zu verzeichnen war. Wobei aber ausdrücklich zu bemerken sei, daß diese Hungersnöte der letzten Zeit in Britisch-Indien schlimmer aufgetreten sind, als in den Rajastanen. Der Vortragende führte nun ausgesuchte Lichtbilder der einzelnen Herrscher der Vasallenstaaten vor, wobei er die Kulturzustände in denselben erläuterte. Dadurch verstieß sich der Eindruck von der rücksichtslosen Unterdrückung jeden Fortschrittes in Britisch-Indien.

Handel und Wandel der Inder wurden durch die englische Regierung auf jede Weise gehemmt. Für Schulzwecke gibt man pro Jahr und Kopf 25 Pf. aus, während in einzelnen der Eingeborenen-Staaten das Fünffache davon angelegt wird.

Unter dem Drucke der Kriegsereignisse errang die Inder wertvolle Zugeständnisse, die England vor dem Kriege unter keinen Umständen genehmigt hätte. Das erste war die Vertretung Indiens an dem Reichskriegsrat, für welche zwei Inder und ein Engländer ernannt wurden. Die Inder erreichten dabei, daß Indien nicht mehr als Abhängigkeitsstaat behandelt, sondern den sich selbst verwaltenden Dominions gleichgestellt werde. Auch in bezug auf die Beamtenstellungen in der Verwaltung und den Offiziersstellen in der Armee wurden ihnen erhebliche Zugeständnisse gemacht und sonstige Reformen zugesagt. England begann sich schwach zu fühlen und mußte nachgeben. Der Kampf für die Selbstverwaltung und Unabhängigkeit Indiens wird bestimmt zum Ziele führen. England habe nun den Staatssekretär für Indien, Montraz, nach Indien geschickt, um der Bewegung Herr zu werden.

Zu spät! Indien gehe vorwärts. Nach Eintritt der Selbstverwaltung sei die völlige Lösung die unbedingte Folge. Die Selbständigkeit Indiens sei für Deutschland von unermesslichem Vorteil. England suche das Monopol zu behaupten, um insbesondere Deutschland vom Handel mit Indien auszuschließen. Nach Errichtung der Selbständigkeit würde jedoch der Freihandel einsehen und Deutschland könnte an den unermesslichen Reichtümern Indiens teilhaben. Die guten Beziehungen zur Türkei und zu dem ganzen Orient würden auch für Deutschland der Schlüssel zu Persien, Afghanistan und Indien sein, wenn Deutschland jetzt seine Sympathien für diese Länder öffentlich und klar bekunde, und die Selbständigkeitstreiber, wenn auch nur moralisch, unterstützen. Man spreche von den verschiedensten Nationalitäten, die man zur Errichtung ihrer Selbständigkeit unterstützen wolle, aber Indien habe man bisher nicht erwähnt, obwohl es doch dasjenige Land sei, welches über eine alte Kultur und Jahrtausende lange Selbständigkeit verfügt habe. Es sei eine Schande für die gesamte Menschheit, daß Indiens Hilferufe, die Stimme eines 300-Millionen-Volkes, ungehört verhallen. England wolle allen kleinen Völkern, die auf Seiten der Mittelmächte stehen, die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht geben, bis jetzt habe aber noch kein Politiker in Deutschland als Gegenforderung die Selbständigkeit Indiens, Aegyptens, Irlands, Südafrikas aufgestellt. Würde ein deutscher Staatsmann öffentlich und amtlich für die Selbständigkeit Indiens und der anderen Länder eintreten und diese Erklärung in allen Zeitungen der Welt zur Veröffentlichung gelangen, so würde das Vertrauen aller dieser Völker für Deutschland gewonnen. Man solle besonders bezüglich Indiens bedenken, daß Deutschland und Indien denselben Hauptfeind, England, haben. Der Handelsweg Hamburg-Bagdad würde eine wertvolle Verlängerung durch die guten Beziehungen zu Indien erfahren.

Der Redner schloß damit, daß Deutschland berufen sein dürfte, die zerstörte Brücke zwischen Morgenland und Abendland schöner und dauernd wieder herzustellen.

Reicher Beifall lohnte den Redner für seine belangreichen Ausführungen.  
Überingenieur Alfred Klöster.

## Bücherbesprechungen.

### Altrussische Kulturbilder.

Russlands von der ältesten Zeit bis auf Peter den Großen, nach alten Quellen und Urkunden aus den Archiven von St. Petersburg, Dresden, Venedig und Florenz geschildert von Leo Brenner, a. Prof. und Dr. phil. h. c. Darmstadt 1917. Falkenverlag. 9 Bogen Mit. 2.—.

Der durch seine zahlreichen Arbeiten vorteilhaft bekannte gelehrte Verfasser hatte seinerzeit die Absicht, eine grohe russische Kulturgeschichte auf Grund alter und neuer Quellen zu schreiben. Da er nie dazu kam, wollte er wenigstens das Interessanteste und Belustigendste in Form von losen, aber eine ziemlich geschlossene Chronologische Kette bildenden Zeitgemälden dem Leser vor Augen führen und zwar schon deshalb, weil durch den Weltkrieg und die letzten Ereignisse in Russland, dieses merkwürdige und vielfach rätselhafte Land in den Vordergrund des Interesses getreten ist. Aus der früheren unglaublichen Untertreibung und Roheit der Russen und ihrer traumigen Vergangenheit begreift dann der Leser auch ihre heutige Unkultur und namentlich ihre barbarische Kriegsführung in Ostpreußen und Galizien. Die Schilderung ist nicht nur beständig hochinteressant und spannend, sondern meist humorvoll, bietet also dem Leser den angenehmsten und zugleich belehrendsten Lesestoff, den man sich wünschen kann. Namentlich die gegen Russland im Feld stehenden oder gestandenen Feldgrauen werden die launigen Schilderungen mit großem Behagen lesen. Das Buch empfiehlt sich deshalb für die weitesten Kreise und insbesondere für Sendungen ins Feld.

Dr. C. A. Rasche, München.

**Dr. W. Gaigalat „Litauen“** Memel 1917; Sandora Buchhandlung (3 Mark).

Russisch-Litauen, den Deutschen bis dahin so gut wie unbekannt, ist seit Hindenburgs kühnem Vorstoß bis Mitau und seit der Einnahme von Wilna allmählich in unsern Gesichtskreis gerückt; wir sind heute sogar bereits in der Lage, uns aus Auffällen in Zeitungen und Zeitschriften sowie aus Broschüren eine leidlich zutreffende Vorstellung von Litauen zu machen. Nur lasse man Vorsicht bei der Auswahl walten. Nicht viel röhrt von Nielschreibern her, die weniger durch Richtigkeit als durch Fixigkeit glänzen, anderes, namentlich was in deutscher Sprache aus polnischen Federnden fließt, ist auf den Banerfang Deutscher für polnische Kriegsziele berechnet und soll uns gegen die Litauer, die als kulturell tieftstehend hingestellt werden, einnehmen. Wem es an Sachkenntnis und an der Möglichkeit eigener Kritik fehlt, der meide z. B. des Berliner Universitätsprofessors und Urpolen Alexander Brückner Schrift „Der Weltkrieg und das Slawentum“, denn sonst verfällt er unrettbar einer ganz falschen Vorstellung von den Litauern. Zu empfehlen sind die Schriften einiger deutscher Wissenschaftler, die sich durch Sachkunde und die gebotene Objektivität auszeichnen, z. B. Bezzelbergers und Zacklins, und mehrerer Nationallitauer, die eine intime Sachkenntnis haben und sich, soweit ihnen dies in der Sache des eigenen Volkes möglich ist,

Unbefangenheit des Urteils zu wahren suchen. Von letzteren seien zwei aus Ostpreußen stammende und in Deutschland wissenschaftlich vorgebildete genannt: Werbelis, dessen „Russisch-Litauen“ ich in Nr. 21/1917 der „Osteuropäischen Zukunft“ eingehend gewürdigte habe, und Gaigalat, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, dessen oben genanntes Werk erst vor kurzem erschienen ist.

Während Werbelis die ethnographisch-statistische Seite seiner Untersuchungen stark bevorzugt und ein — nicht ganz mühsloses — Studium erfordert, das freilich einen ungewöhnlich reichen Ertrag ergibt, beleuchtet Dr. Gaigalat das litauische Problem von sämtlichen möglichen Gesichtspunkten aus, behandelt sein Thema also nicht nur gründlich, sondern auch allseitig und zwar, unterhaltend und belehrend zugleich, in einer sehr ansprechenden und für einen weiteren Leserkreis leicht fasslichen Form. Er beschreibt das Land Litauen, wenn auch in engstem Rahmen, so doch mit der nötigen anschaulichkeit, bringt eine statistische Übersicht, stellt die Grenzen des litauischen Gebiets fest, führt uns in die Geschichte Litauens, seiner Ruhmestaten und seiner Leiden, ein, behandelt seinen nationalen Aufstieg nach der Revolution von 1905, gewährt uns Einblicke in das politische Leben, legt die heutige Bedeutung des litauischen Katholizismus und die einstmalige des Protestantismus dar, macht uns mit der litauischen Sprache und Literatur, der Kunst und den wirtschaftlichen Verhältnissen bekannt, zeigt, wie die Litauer zu den zwischen und neben ihnen wohnenden Völkern, den Deutschen, Polen, Weißrussen, Letten und Juden, stehen, welches ihr Verhalten während des Krieges ist, und erschließt uns zum Schlüßl Ausblick auf Litauens künftige Gestaltung. Aus seiner dankenswerten Zusammenstellung beachtlicher privater und amtlicher deutscher Neuersungen und litauischer unmaßgeblicher Wünsche und Beschlüsse sei wenigstens eins herausgehoben: Dr. Gaigalat und die führenden litauischen Schichten erscheinen ein unabkömmliges, selbständiges Staatswesen, ein Großfürstentum, mit einem katholischen Herrscher an der Spitze, das sich auf die ruhmreiche — allerdings sehr weit zurückliegende — Vergangenheit ihres Landes und die Einheit ihres Volkes stützt und einen Anschluß an den mittel-europäischen Staatenbund, also vor allem an Deutschland findet. Litauen — das ethnographische — den Litauern! Die Abwanderung der Polen aus dem Südteil des Gouvernements Suwalki und aus dem Osteil des Wilnaischen nach Möglichkeit gefördert! Die Kolonialisierung Litauens durch Deutsche unterlassen!

Das gut ausgestattete Buch weist 12 gelungene Abbildungen und eine ethnographische Karte von Litauen auf; es schöpft aus dem Vollen, gibt eine erschöpfende Darstellung des litauischen Problems und verdient die Beachtung aller der Deutschen, die die richtige Lösung dieses Problems für eine Sache halten, die nicht bloß das kleine litauische, sondern auch das große deutsche Volk — und zwar in einem hohen Grade — angeht.

Prof. Krantz, Steglitz.